

Dossier: Wissenschaft

Jüdische Exzellenz
in der Forschung

Eine gute Aura:
Unterwegs mit Markus Müller





Schau dass'd weida kummst, Corona!

Lass dich kostenlos impfen und sag Corona auf Nimmerwiedersehen.

Corona hat uns lange genug eingeschränkt. Zeit, dass wir uns davon verabschieden! Mit der Corona-Schutzimpfung kannst du dich einfach und sicher schützen und endlich wieder ein Museum besuchen.

Anmeldung unter
• impfservice.wien
• 1450

**Wir
statt
Virus.**

**Stadt
Wien**





VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Von Seuchen- zu Psychohygiene

Mit Optimismus und Freude können wir dem Sommer entgegensehen. Was war das für ein Gefühl, zum ersten Mal nach Monaten wieder in ein Café zu gehen, im Restaurant zu essen oder gar wieder eine Opernaufführung genießen zu können. Langsam kehren wir von der digitalen in die analoge Welt zurück, was uns auch wieder näher in die Realität der direkten zwischenmenschlichen Kommunikation führt – oder auch von der Beschäftigung mit der Seuchenhygiene wieder hin zur Psychohygiene. Während nun darüber diskutiert wird, welche Auswirkungen und Folgen die Pandemie längerfristig auf das Gefühlsleben der Menschen haben könnte, bekommt man beim Anblick der dicht gedrängten Menschenmengen in so manchen Straßencafés den Eindruck, dass diese schon bald vergessen sein wird.

In Israel, dem Vorreiter-Land in der Bewältigung der Covid-Krise, war die Rückkehr zur „Normalität“ eine Sache weniger Tage. Mitten in der Freude über das Wiederaufleben ereignete sich das furchtbare Unglück am Berg Hermon. Gleichzeitig erlebte Israel einen elftägigen Raketenhagel durch die Terrororganisation Hamas. Als bemerkenswertes Symbol der Solidarität wehte auf dem Bundeskanzleramt und dem Außenministerium in Wien die israelische Fahne, was nicht nur für Diskussionen sorgte, sondern auch zu einer Verfluchung durch den türkischen Präsidenten und zu wütenden Reaktionen aus dem Iran führte. Womit die Sache auf den Punkt zu bringen ist: Im Mittelpunkt der Kritik sollten jene Länder stehen, die weder Liberalität noch Demokratie dulden, sondern Hass und Gewalt schüren.

Mit Trauer verabschieden wir uns von einem lieben Freund, Robert Brande, der als Kind eines jüdischen Wiener Ehepaars in Shanghai geboren wurde und sich später in Wien eine erfolgreiche Karriere aufbaute; seine Familiengeschichte zwischen Wien, Lemberg, Shanghai, Israel und Großbritannien hat eine wichtige Rolle in der Ausstellung *Die Wiener in China* im Jüdischen Museum Wien eingenommen. Gleichzeitig würdigt Salzburg Marko Feingold. Der Überlebende mehrerer Konzentrationslager hatte sein Leben in den Dienst der Erinnerung an die Shoah gestellt. Durch seinen Lebensmut, seine Gabe zu erzählen und durch seine versöhnenden Gesten gegenüber dem Land der Täter wurde er zum Vermittler zwischen den Religionen und Generationen. Dass gerade nach ihm nun eine Brücke benannt wurde, ist mehr als passend.

Wissenschaftliche Exzellenzen

Mein Vater, ein in der Wolle gefärbter ÖVPLer, und ich hatten viele harte, unfreundliche politische Auseinandersetzungen. Besonders gern ärgerte er mich mit dem Satz, er würde am Tag vor seinem Tod der SPÖ beitreten, nur damit es am Tag danach einen Roten weniger gäbe. Als meine jugendliche Unduldsamkeit ab- und seine Altersmilde zunahm, stimmten wir überein, dass wir nicht übereinstimmen. Wir hörten einander zu und respektierten die Meinung des anderen. Mein Vater ist lange tot, als es für ihn ans Sterben ging, war er naturgemäß mit existenzielleren Fragen beschäftigt als mit der richtigen oder falschen Parteizugehörigkeit.

Sein Satz aber und das damit verbundene Lagerdenken fällt mir dieser Tage häufig wieder ein. Denn er beschreibt sehr präzise die zunehmend unüberwindbar scheinenden Gräben parteipolitischer Standpunkte. Gleichzeitig nimmt Antisemitismus nicht nur in Österreich erschreckend zu, sei es von rechter oder islamistischer Seite. Andererseits – und das ist erfreulicher Anlass unseres Dossiers – rückt die wissenschaftliche Welt auf beeindruckende Weise zusammen, entwickelte in einer nie dagewesenen, grenzüberschreitenden Kraftanstrengung innerhalb kürzester Zeit Impfstoffe gegen jenes Virus, das unser aller Leben weltweit so radikal verändert hat.

Nur zirka zwei Promille der Weltbevölkerung, aber rund ein Viertel der Nobelpreisträgerinnen und -träger ist jüdisch. Freilich ist Genialität und wissenschaftliche Exzellenz keine biologische Eigenschaft, die in der DNA ablesbar ist. Eventuell ist einer der Gründe für diesen überproportional hohen Anteil die Aufgeschlossenheit von Jüdinnen und Juden gegenüber höherer Bildung.

Israel heute wiederum schrieb, der hohe Anteil an Nobelpreisträgern symbolisiere auch den unauflöselichen Bund zwischen Gott und Israel, der dazu da sei, das Leben auf dieser Erde zu verbessern. Wie passen Glauben und Wissenschaften in einer aufgeklärten Welt zusammen? Ist der Impfstoff gegen das SARS-CoV-2-Virus ein Wunder? Gilt Laborfleisch als koscher? Und was hat das 2009 etablierte IST Austria mit dem Weizmann Institute in Israel zu tun? Es sind Fragen wie diese, auf die neben bekannten NU-Journalisten auch Autoren wie Hedwig Scheid, Oliver Lehmann, Rabbi Geoffrey Mitelman und Oliver Hochadel Antworten suchen.

Ich wünsche Ihnen im Namen des Teams einen wunderschönen und erholsamen Sommer. Bleiben Sie gesund!

Aktuell

„Die Leute sagen einem das auch ins Gesicht“

Die neue Studie „Antisemitismus 2020“ wirft Fragen auf. Ein Gespräch mit der Studienleiterin Eva Zeglovits (IFES) und dem Studienkoordinator Thomas Stern (Braintrust).

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 6

Ein gesamtgesellschaftlicher Auftrag

Die „Nationale Strategie gegen Antisemitismus“ dient zur Verhütung und Bekämpfung aller Formen von Antisemitismus und läutet eine neue Phase der Auseinandersetzung mit dem Thema ein.

Von *Nini Schand*

Seite 9

Zunehmendes Unbehagen: Antisemitismus und Nahostkonflikt

Kommentar von *Mark E. Napadenski*

Seite 10

Israel und Hamas: Zwei ungleiche Konfliktparteien

Kommentar von *Nathan Spasić*

Seite 11

Israel

Benjamin Netanjahu: Abschied oder Wiedersehen?

Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 12

Wie wichtig es ist, nicht zu schweigen

Wenn Raketen aus Gaza die Sirenen heulen lassen. Ein Alltagsbericht aus Israel.

Von *Deborah Engelberg*

Seite 14

Ein winziger Tropfen im arabischen Ozean

Die Gewalteskalation in Israel und dem Gazastreifen hat erneut gezeigt, wie selbstverständlich der Begriff Palästinenser längst geworden ist. Doch Palästina als Beschreibung erlebte über die Jahrhunderte eine umstrittene Entwicklung.

Von *Johannes Gerloff*

Seite 15

Diplomatisches Marketing

Das internationale Ansehen Israels ist auch einer neuen diplomatischen Offensive zu verdanken.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 18

Israel und die USA: Keine Änderungen – vorerst jedenfalls

Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 20

Höchstgerichtsurteil mit Symbolkraft

Liberalere Konversionen erfüllen endlich auch die Voraussetzung für die Verleihung der Staatsbürgerschaft nach dem Rückkehrgesetz, auch wenn sie in Israel vorgenommen werden. Ein wichtiger Erfolg.

Von *Eric Frey*

Seite 21

Dossier: Wissenschaft

Verschörungstheorien und Wissenschaftsskepsis

Rückblick auf ein Jahr, das eine nie dagewesene Welle von Weltverschörungstheorien in die Mitte der Gesellschaft spülte.

Von *Andrea Schurian*

Seite 24

Von der Kabbala zu $E=mc^2$?

Warum unter den erfolgreichen und innovativen Wissenschaftlern so viele Juden sind, fragt man sich schon seit mehr als hundert Jahren. Es ist an der Zeit, die Frage zu hinterfragen.

Von *Oliver Hochadel*

Seite 26

„Verschwörungstheorien wirken wie psychologische Schutzschilde“

Alfried Längle, Begründer der Existenzanalyse, beschäftigt sich mit den psychischen Folgen von Corona und Lockdowns.

Von *Gabriele Flossmann*

Seite 28

Heimkehr unerwünscht

Nur wenige jüdische Wissenschaftler kehrten nach dem Krieg in die alte Heimat zurück. Warum das Nachkriegsösterreich auf die vertriebenen Forscher verzichtete.

Von *Eric Frey*

Seite 31

Was ist der Mensch?

Eric Kandel, Neurowissenschaftler und Nobelpreisträger, beantwortet in seinem Bestseller die Frage nach der menschlichen Natur – und erkennt die Möglichkeit eines „neuen Humanismus“. Ein Auszug.

Seite 32

Nobel ausgezeichnet

Es muss nicht immer Einstein sein: Sechs ausgewählte jüdische Nobelpreisträger im Porträt.

Von *René Wachtel*

Seite 34

Kein Wunder ohne das Natürliche

Die einen glauben an das Wunderbare, die anderen an das Wundersame. Gedanken über den Unterschied zwischen den Wundern der Religion und jenen der Wissenschaft.

Von *Geoffrey A. Mitelman*

Seite 36

Kampf um die letzte Wahrheit

Die Physikerin Lise Meitner trug wesentlich zur Entdeckung der Kernspaltung bei. Bis zu ihrem Tod wurde die Wissenschaftlerin 48 Mal vergeblich für den Nobelpreis vorgeschlagen.

Von *Tanja Traxler*

Seite 38

Die kleine Schwester im Wienerwald

Wie das Weizmann Institute in Rehovot zum Vorbild des IST Austria in Klosterneuburg wurde.

Von *Oliver Lehmann*

Seite 40

Burger aus dem Labor

Dafür muss kein Tier sterben: Israel, das Eldorado für Start-ups, spielt auch bei der Entwicklung von Food-Tech in der ersten Liga mit.

Von *Hedi Schneid*

Seite 42

Pionierin fern der Heimat

Wie die gebürtige Linzerin Grete Mostny in Chile zur Doyenne der Archäologie und der Museologie wurde.

Von *Linda Erker*

Seite 44

Geniale Schulabbrecherin

Mit ihrer Erfindung einer Funkfernsteuerung für Torpedos legte Hollywoodschauspielerin Hedy Lamarr den Grundstein für drahtlose Kommunikation.

Von Katharina Stourzh

Seite 46

Unterwegs mit

Markus Müller

Der Rektor der Meduni Wien ist im Corona-Beratersteam des Bundeskanzlers. An Wunder glaubt der Mediziner nicht, obwohl er den Menschen für ein solches hält.

Von Danielle Spera (Text) und Ouriel Morgensztern (Fotos)

Seite 48

Kultur

Alles im Kopf

In seinem Debütroman „Ameisig“ erzählt der Drehbuchautor und Filmmacher Charlie Kaufman von einem Kritiker, der nicht als alter, weißer Jude betrachtet werden möchte. Und der einen verschollenen Film sucht, der nur in seiner Erinnerung existiert.

Von Michael Pekler

Seite 51

Inszenierung Leopoldskron

Als 1920 am Salzburger Domplatz der erste „Jedermann“ über die Bühne ging, war Festspiel-Gründer Max Reinhardt mitten in der Revitalisierung seines Schlosses.

Von Johannes Hofinger

Seite 53

Freundschaft fürs Leben

Wie konnte der jüdische Antifaschist Erich Fried mit dem Neonazi Michael Kühnen befreundet sein? Das Buch „Der Dichter und der Neonazi“ sucht nach Antworten – auch für die politische Gegenwart.

Von Anne-Catherine Simon

Seite 55

Alte Muster, neue Wege

Bücher über das jüdische Leben in Österreich und zeithistorische Wanderungen bieten Lehrreiches und Erfahrbares.

Seite 57

Palmen für einen Sommer

Bei den Filmfestspielen von Cannes, die heuer in den Juli verlegt wurden, wird der israelische Regisseur Ari Folman mit seinem neuen Animationsfilm vertreten sein.

Eine hoffnungsvolle Vorschau auf das Filmgeschehen.

Von Gabriele Flossmann

Seite 58

Das vorletzte Wort

Desoxycorticosteronacetat für alle!

Jüdische Wissenschaft ist kein Rätsel, kann aber zu einem werden. Ronni Sinai und Nathan Spasić haben in der Schule manchmal aufgepasst, kennen die wichtigsten Fragen und finden die Antworten immerhin im Internet.

Seite 60

Rabbinische Weisheiten

Ein wenig Glaube kann der Wissenschaft nicht schaden

Von Paul Chaim Eisenberg

Seite 62

nu

Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Nächste Ausgabe: August 2021.
Auflage: 4.700

TITELBILD:
© Ouriel Morgensztern

Kontakt

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

Bankverbindung

IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

Sie sind an einem Nu-Abonnement interessiert?

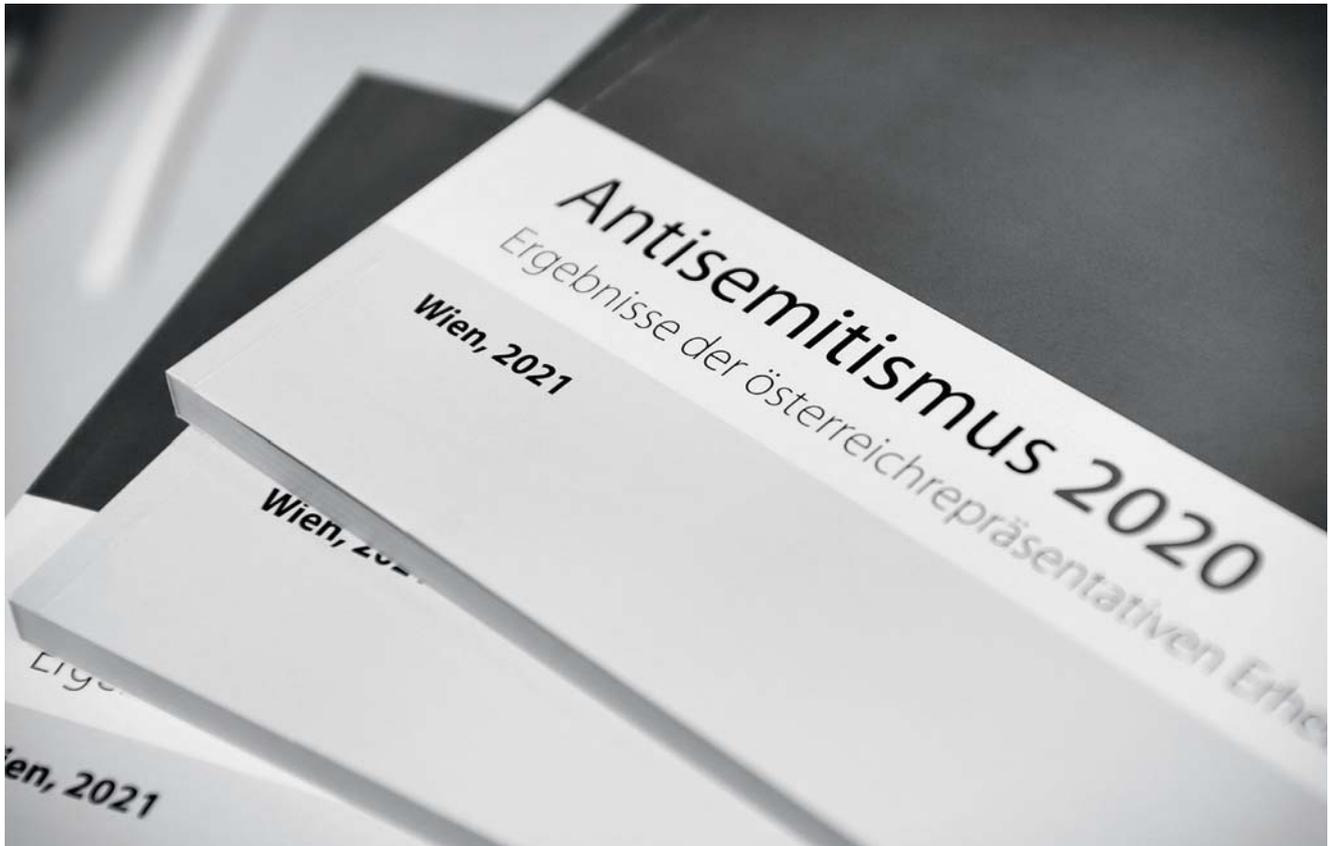
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 22,-
Europäische Union: Euro 25,-
Außerhalb der EU: Euro 28,-

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen
Ronni Sinai, ronni.sinai@nunu.at

© ALEPH FARMS



Das israelische Unternehmen Aleph Farms träumt sich mit einem Space-Meat-Programm bereits auf den Mars. Mehr zum Thema Wissenschaft und Forschung lesen Sie ab Seite 24.



Die präsentierte Studie über Antisemitismus: Die österreichrepräsentative Erhebung umfasste insgesamt 800 telefonisch sowie 1200 online durchgeführte Interviews.

„Die Leute sagen einem das auch ins Gesicht“

Die Studie „Antisemitismus 2020“ kommt zwar zum Schluss, dass die Abneigung gegen Juden etwas zurückgegangen ist, doch an den Rändern der Gesellschaft wird es schriller. Ein Gespräch mit der Studienleiterin Eva Zeglovits (IFES) und dem Koordinator der Studie, Thomas Stern (Braintrust).

VON MICHAEL J. REINPRECHT

NU: Der aktuelle Antisemitismus-Bericht der IKG spricht von einer starken Zunahme antisemitischer Vorfälle, insgesamt werden 585 Fälle dokumentiert. Ihrer Studie zufolge sind antisemitische Einstellungen aber zurückgegangen. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Eva Zeglovits: Ein Erklärungsansatz dürfte am Zeitpunkt der Befragung liegen, die vom 10. November bis Mitte Dezember 2020 stattfand. Das war kurz nach dem islamistischen Terroranschlag in Wien. Das Thema war also noch sehr präsent. Wir vermuten, dass die Menschen deshalb ihr Vorurteil nicht so deutlich geäußert haben.

Und das heißt?

Zeglovits: Dass das Attentat, das ja in unmittelbarer Nähe zur Syn-

agoge stattgefunden hat, zu sozial gewünschtem Antwortverhalten geführt hat, weil man nun nicht mehr daran anstreifen wollte, was man vor zwei Jahren vielleicht noch leichter gesagt hätte. Ich glaube nicht daran, dass Antisemitismus in zwei Jahren um etliche Prozente runtergeht. Sondern dass – positiv formuliert – die Sensibilität dafür steigt, dass Antisemitismus eben nicht in Ordnung ist.

Thomas Stern: Wir haben für unsere wissenschaftliche Studie 2000 Leute mit anerkannten Systematiken und Methoden befragt. Die IKG nimmt Meldungen zu Vorfällen entgegen, wir messen Einstellungen. Außerdem glaube ich, dass der IKG-Bericht nur eine minimale Fraktion des wahren Geschehens abbildet. In Wahrheit

sind es tausende Vorfälle mehr, vor allem in der Kategorie „persönliche Beleidigung“, wengleich ich davon überzeugt bin, dass sich in den letzten Jahrzehnten einiges geändert hat. Ich habe in meiner Schulzeit noch „Saujud“ gehört, meine Kinder hören das nicht mehr. Ob sich die Meinungslandschaft in Bezug auf Antisemitismus in Österreich auch abseits der Zeitfaktoren Terrorismus, Corona etc. geändert hat, werden wir in zwei Jahren wissen, wenn wir die Feldarbeit 2022 wiederholen.

Zeglovits: Vermutlich haben die gegensätzlichen Phänomene – die Anzeigen wegen Antisemitismus nehmen zu, während die Studie sinkenden Antisemitismus anzeigt – eine gemeinsame Ursache: Je mehr in der Gesellschaft über Antisemitismus diskutiert wird, umso mehr wird man sich dessen auch bewusst und das Antwortverhalten wird vorsichtiger. Antisemitismus wird offensichtlich lauter und sichtbarer, aber nicht notwendigerweise mehr. Auf Anti-Corona-Demos haben die Menschen eine Plattform, sie schreien ihre antisemitischen Einstellungen hinaus und werden gehört.

Aufgrund des Lockdowns mussten Sie die Interviews telefonisch oder online führen. Können sich die Leute da nicht leichter hinter Anonymität verstecken?

Zeglovits: Das haben wir ursprünglich auch befürchtet. Aber in der Studie 2018 haben wir alle Befragungs-

methoden kombiniert (face-to-face, telefonisch, online), und es ist herausgekommen, dass gar kein Unterschied besteht.

Stern: Ich kann das bestätigen, es gab keine relevanten Abweichungen. Auch unsere anfänglichen Vermutungen, wir würden online viel extremere Antworten bekommen, haben sich nicht bestätigt. Es gibt keinen Unterschied zwischen online und face-to-face. Die Leute sagen einem das auch ins Gesicht.

Manche Statements der Studie klingen allerdings nicht so, als sei die Umfrage ergebnisoffen geführt worden. Einiges klingt nach Fangfrage, etwa: „Die meisten Juden sind außergewöhnlich intelligent und wohlhabend.“

Zeglovits: Diese Aussage klingt wirklich vermeintlich positiv. Wenn man das als Fangfrage bezeichnet, ja gerne. Allerdings haben wir bereits in der ersten Studie 2018 gesehen, dass viele Leute, die das abnicken, anderen antisemitisch konnotierten Feststellungen zustimmen. Dahinter steht eine Tendenz: Nämlich, dass man einer Gruppe gemeinsam Attribute zuschreibt, was in der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit ja genau das Problem ist: Diese Gruppe ist nicht „wir“, sondern „die anderen“. In der Nachfrage werden antisemitische Vorurteile wiederholt, und man merkt, dass jene, die der vermeintlich positiven oder neutralen Aussage zustimmen, dies auch bei rassistischen,

negativen Verallgemeinerungen und abwertenden Aussagen tun.

Eine weitere Frage, die mich aufhorchen ließ: „Wenn ich jemanden kennenlerne, weiß ich in wenigen Minuten, ob dieser Mensch Jude ist.“

Stern: Unser Frageninstrumentarium wurde zu einem nicht unwesentlichen Teil bereits 2018 entwickelt. Und es ging uns auch darum, einen wissenschaftlich-historischen Kontext herstellen zu können. Eine ähnliche Frage wie jene, die Sie aufhorchen ließ, wurde schon 1968 von der sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft gestellt. Hier sehen wir eine Entwicklung: Die Zustimmung zu dieser Frage hat sehr deutlich abgenommen.

Wie sieht das im internationalen Vergleich aus?

Stern: Auch da haben wir unser Instrumentarium genau überprüft und unsere Fragen im Vorfeld mit einer umfassenden Oxford-Studie von 2019 verglichen. So stimmen beispielsweise der Aussage „Juden haben das Coronavirus erschaffen, um die Wirtschaft lahmzulegen und finanziellen Profit daraus zu ziehen“ sieben Prozent der Briten zu, aber nur drei Prozent der Befragten in Österreich. Und zur Zuschreibung „intelligent und wohlhabend“: Uns interessierte ein möglicher Zusammenhang mit verschiedensten Formen von rassistischem, christlichem, bis hin zu sekundärem und



Eva Zeglovits (IFES) präsentiert die „Antisemitismus-Studie 2020“ in der Wiener Hofburg und erklärt die gestiegene Sensibilität in der Bevölkerung.

Thomas Stern (Braintrust) verweist auf den Zusammenhang von Verschwörungsmysmen und Antisemitismus sowie auf den wissenschaftlich-historischen Kontext der Studie.

Israel-bezogenem Antisemitismus. Wir haben quasi Kontrollfragen entwickelt. Also etwa korrelierend zur Aussage „Die Juden haben international zu viel Einfluss“ die Feststellung „Die Juden haben in Österreich zu viel Einfluss“ abgefragt. Die Zuschreibung internationaler Macht ist viermal so groß wie die der lokalen Macht – was in gewisser Weise die Medienberichterstattung reflektiert.

Korreliert latenter Antisemitismus mit Bildung oder mit Alter?

Zeglovits: Bildung ist ein ganz starker Hebel. Das kann daran liegen, dass Menschen mit formal höherer Bildung viel sensibler sind bezüglich gemeinsamer gesellschaftlicher Werte und daher eher erkennen, was man besser nicht sagt. In sozialwissenschaftlichen Studien ist das immer wieder festgestellt worden. Formale Bildung heißt, dass man ein meist staatliches Institutionensystem durchlaufen und dessen Werthaltungen kennengelernt hat. Man weiß, was gut und was schlecht ist, was erlaubt ist und was nicht. Aber ich tu mir ein bisschen schwer zu sagen, dass Bildung vor Antisemitismus schützt. Ja, vielleicht. Vermutlich schützt Bildung zumindest davor, dass man sich antisemitisch äußert. Bezüglich des Alters hat sich bei den meisten Fragen eine Tendenz herausgestellt: Junge Menschen sind weniger antisemitisch, wenngleich das nicht für alle gilt.

Stern: Man kann sagen, junge Menschen sind grundsätzlich weniger antisemitisch, aber beim Israel-bezogenen Antisemitismus stimmt das nicht.

Was bedeutet die Kategorie des „Non-Antisemitismus“ in Ihrer Studie?

Zeglovits: Beim „Non-Antisemitismus“ handelt es sich um eine Grundhaltung, die ein normales, entspanntes Verhältnis zu Jüdinnen und Juden abbildet. Wir haben es hier mit zwei Aussagen zu tun, nämlich bezüglich des jüdischen Beitrags zur Kultur Österreichs und der Verantwortung gegenüber der Geschichte. Unabhängig davon kann man auf andere Fragen antisemitisch reagieren, also gleichzeitig auf pseudo-rationale antisemitische Aussagen hineinfließen. Nur weil jemand der Meinung ist, dass wir eine historische Verantwortung haben,

heißt das nicht zwingend, dass er oder sie nicht auch der Meinung ist, dass es die große Weltverschwörung gibt. Das macht es so brisant.

Es heißt oft, dass der rechte Antisemitismus weniger wird, während der aus dem arabisch-türkischen Raum „importierte“ Antisemitismus zunimmt. Stimmt das?

Zeglovits: Wir haben bereits in der Studie von 2018 gesehen, dass Gruppen mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund deutlich höhere Zustimmungsraten zu antisemitischen Aussagen haben – und zwar phasenweise um einen Faktor von drei, vier, fünf. Die Frage ist nur: Wie kann das sein bei Menschen, die hier in die Schule gegangen sind?

Stern: Man spricht oft von einem importierten Antisemitismus. Das ist nach unserer Untersuchung nicht wirklich der Fall. Bei der Umfrage 2018 haben wir hauptsächlich Menschen mit Migrationshintergrund befragt und nicht solche, die erst 2015 eingewandert sind. Also Menschen, die hier aufgewachsen oder geboren sind. Da kann man nicht von importiertem Antisemitismus sprechen. In diesen Gruppen mit Migrationshintergrund ist es zu einer Verfestigung eines in Österreich erworbenen antisemitischen Narrativs gekommen. Das finde ich eigentlich schlimmer als einen importierten Antisemitismus. Wir haben 2018 auch gesehen, dass es teils einander scheinbar widersprechende Antworten gab. Durchaus Zustimmungen zur historischen Verantwortung, obwohl die meisten dieser Befragten oder deren Eltern 1938 gar nicht in Österreich gelebt haben, und trotzdem Zustimmung zu pseudorationalen Antisemitismus-Aussagen.

Wie lautet die Conclusio der Studie?

Zeglovits: Ich würde die Studie so zusammenfassen, dass antisemitische Aussagen, die dem affektiven Antisemitismus zuzuordnen sind, im niedrigen einstelligen Bereich rangieren. Aber bei den pseudorationalen Aussagen ist der Prozentsatz schon viel höher, was damit zu tun hat, ob und wie stark Menschen zu Verschwörungsmutten tendieren.

Das deckt sich mit dem, was man so im täglichen Leben wahrnimmt.

Stern: Richtig. Im Zusammenhang mit den Verschwörungsmutten möchte ich noch ergänzen: IFES hat zwei Fragebatterien entwickelt, um den Hang zu Verschwörungsmutten zu messen, die ursächlich mit dem Antisemitismus-Thema aber nichts zu tun haben. Also zum Beispiel „Geheime Organisationen bestimmen unser Leben“ oder „Politik und Medien stecken unter einer Decke“. Oder: „Das Corona-Virus wurde als biologische Waffe erfunden und freigesetzt“. Die Studie weist nach, dass es eine Korrelation zwischen Verschwörungsmutten und Antisemitismus gibt: Je höher der Hang zu Verschwörungsmutten, umso größer ist auch der Antisemitismus der Befragten. Mit „Juden haben das Coronavirus erschaffen“ oder „Eine mächtige und einflussreiche Elite (Soros, Zuckerberg, Rothschild) nützt die Coronapandemie, um ihren Einfluss auszubauen“ haben wir den Komplex Macht, Einfluss und Elite näher betrachtet. Es ist spannend, wie sich das Antwortverhalten verändert. Wenn ich also Verschwörungsmutten mit Antisemitismus zusammenbringe, dann habe ich sechzig Prozent Zustimmung.

Zeglovits: Und diese Menschen, die an Verschwörungsmutten glauben, sind auch unzufrieden mit unserer Demokratie. Sie wollen den „starken Mann“ und glauben auch nicht den etablierten Medien, sondern informieren sich auf alternativen Plattformen.

Sind Konsumenten sozialer Medien eher anfällig für Antisemitismus als Nutzer klassischer Medien?

Zeglovits: Das Medienvertrauen ist ein wichtiger Punkt. Und wir konnten die allgemeine Vermutung mit Zahlen belegen: Wenn Menschen Vertrauen in alternative Medien haben, Influencern folgen und deren Aussagen vertrauen, sind sie viel antisemitischer eingestellt – was wiederum mit dem Glauben an Verschwörungstheorien zusammenhängt.

Stern: Wenn man die Geschichte der Verschwörungsmutten nimmt, dann liegt der Antisemitismus als Urmutter der Verschwörungsmutten da. Das trifft sich dann halt.

Ein Auftrag für die Zukunft

Im März wurde die Nationale Strategie gegen Antisemitismus im Parlament verabschiedet. Sie läutet eine neue Phase der Auseinandersetzung mit dem Thema ein.

VON NINI SCHAND

Der Kampf gegen Antisemitismus, lange Zeit verdrängt oder marginalisiert, ist kein Randthema mehr, sondern eine selbstverständliche gesellschaftspolitische Verpflichtung.

Die Nationale Strategie gegen Antisemitismus ist Ausdruck dieses Momentums und kommt zum richtigen Zeitpunkt. Nicht zuletzt die Pandemie hat antisemitischen Rückgriffen in die Nazizeit und Anfeindungen Raum geboten. Dazu kamen Angriffe auf Mitglieder der jüdischen Gemeinde, beschmierte Friedhöfe, europaweite massive antisemitische Ausschreitungen im Rahmen pro-palästinensischer und antiisraelischer Demonstrationen.

Die Strategie ist zweifellos ein Meilenstein. Erstmals wird nationaler Konsens darüber hergestellt, dass Antisemitismus in all seinen Ausformungen konsequent benannt und bekämpft werden muss - und zwar als gesamtgesellschaftliche Aufgabe: Es geht alle an. Es braucht ein geschlossenes Vorgehen, ein Bekenntnis der öffentlichen Stellen, das auf allen Ebenen staatlichen Handelns Einzug hält. Aber es geht auch darum, diese Bemühungen in der Zivilgesellschaft zu verankern.

Sechs Säulen

Die Strategie baut auf sechs definierten Säulen auf, von den Kapiteln Bildung, Ausbildung und Forschung über die Sicherheit und den Schutz jüdischer Gemeinschaften und Einrichtungen bis hin zu effektiven Strafverfolgung und Rahmenbedingungen im Integrationsbereich. Die Dokumentation und ein europaweiter Datenvergleich sowie die Adressierung des

gesellschaftlichen Ansatzes bilden den Abschluss, wobei der Übergang in vielen Fällen fließend ist.

Nun geht es darum, dass dieser umfassende und alle Lebensbereiche inkludierende Katalog von 38 Maßnahmen mit Leben erfüllt wird. Es sind Leitlinien, um Bestehendes auszubauen und Neues voranzutreiben – mit Überzeugung, Engagement und Nachdruck. Manches ist nicht neu, soll aber vertieft und ausgebaut werden – zum Beispiel die Bekämpfung von „Hate Speech“ oder die Ausbildung des Lehrpersonals. Es soll ein intensiverer Austausch aufgebaut werden, wie beispielsweise im Bereich der Antisemitismusaufklärung an den Schulen, im Integrationsbereich oder bei der Erfassung statistischer Daten.

Zudem listet die Strategie exemplarisch jene Institutionen und Initiativen in Österreich auf, die sich dem Thema verschrieben haben. Und sie stellt eine Zusammenschau über die bis dato vorliegenden Statistiken, Dokumentationen und Untersuchungen zur Verfügung, die von verschiedenen Stellen – vom Innenministerium über die EU-Agentur für Grundrechte bis zum Parlament – publiziert worden sind.

Absicherung des Kulturerbes

Ermutigend ist, dass es bereits konkrete Umsetzungen neuer Maßnahmen gibt. Auf Grund der mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) im März 2021 unterzeichneten Leistungsvereinbarung wird die ÖAW noch heuer ein Zentrum für Antisemitismusforschung gründen und stufenweise ausbauen. Die Forschungsstelle soll sich vor allem „interdisziplinärer Grundlagenforschung zu den Ursachen, Erscheinungsformen und Auswirkungen von Antisemitismus, Antijudaismus und Antizionismus in Österreich und im Europa der Gegenwart“ widmen.

Ein wegweisendes Element der Strategie und ein entscheidender Schritt des Bekenntnisses der Republik zur Förderung jüdischen Lebens in Österreich ist zweifellos das neue,

bereits geltende Gesetz zur Absicherung des österreichisch-jüdischen Kulturerbes, das im Parlament einstimmig verabschiedet wurde.

Die Strategie wurde im Nationalrat debattiert und von allen Fraktionen mitgetragen, wobei die FPÖ die formale Kenntnisnahme ablehnte. Aber sie muss sich diesen Debatten künftig immer wieder stellen: Denn ein jährlich im Parlament präsentierter Umsetzungsbericht wird dafür sorgen, dass das Thema auf der parlamentarischen Agenda bleibt, abgesehen von den entsprechenden, gesetzlich zu verankernden Maßnahmen.

Wichtige Kooperation

Ihren Ausgangspunkt nahm die Strategie in einer unter österreichischem EU-Vorsitz verabschiedeten Ratserklärung 2018, in der sich alle EU-Mitgliedstaaten zur Erarbeitung einer nationalen Strategie verpflichteten.. Und das Engagement auf EU-Ebene geht weiter, denn noch für heuer hat die Europäische Kommission eine eigene EU-weite Strategie gegen Antisemitismus angekündigt.

Ein bis dato ausgesparter Bereich ist der Beitrag von Kunst- und Kulturinstitutionen. Das ist insofern nicht nachvollziehbar, als vor allem Kunst- und Kulturveranstalter oft den Anstoß dafür geben, sich mit jüdischem Leben zu befassen. Sie leisten einen wesentlichen Beitrag zur Sensibilisierung für das Thema, wie etwa im besonderen Ausmaß das Jüdische Museum Wien, aber auch Theater, Wiener Festwochen, Salzburger Festspiele etc.

In diesem Sinne wird der Gründung der „Plattform zur laufenden gesamtgesellschaftlichen Abstimmung“ eine besondere Rolle zukommen. Sie soll für eine gute Kooperation zwischen Bund, Ländern und Gemeinden sorgen, aber auch als Verbindungsglied zu vielen anderen „Stakeholdern“, wie Gebietskörperschaften, der Zivilgesellschaft und Religionsgesellschaften fungieren.. Das Gelingen dieser Vernetzung wird auch wesentlich den Erfolg dieser Strategie bestimmen.



Zunehmendes Unbehagen: Antisemitismus und Nahostkonflikt

KOMMENTAR VON MARK ELIAS NAPADENSKI

Der Nahostkonflikt bleibt ein dauerhafter Krisenherd, auch als Nährboden für Antisemitismus. Es ist schier unglaublich, wie viele Menschen plötzlich auf ihren Social-Media-Kanälen Solidarität mit Terrormilizen. Das ist genauso unfassbar wie die gelben Sterne mit der Aufschrift „Nicht geimpft“, die uns seit Mai 2020 begleiten. Die antisemitischen Übergriffe nehmen drastisch zu, und sie scheinen immer aggressiver zu werden. Die Zahlen sprechen eine klare Sprache. Videos von Juden, die von wütenden Mobs gejagt werden, fluten das Internet. Egal ob in den USA oder in Europa: der Konflikt zwischen Israel und der Hamas befeuert eine neue Welle des Judenhasses. Bedrückend ist, dass die schweigende Mehrheit die Dramatik der Lage nicht erkennen kann oder, wovon ich mittlerweile überzeugt bin, nicht erkennen will und stattdessen nach Entschuldigungen oder Erklärungen für die Täter sucht.

Doch wann ist genug tatsächlich genug? In New York fahren Konvois gewaltbereiter Männer, Palästinenserflaggen schwingend, durch jüdische Viertel und attackieren Orthodoxe auf offener Straße. In Frankreich und Großbritannien spielen sich ähnliche Szenen ab.

In Wien versammelt sich ein Amalgam aus Hamas-Befürwortern – also Menschen, die eine Terrormiliz unterstützen – und BDS-Anhängern, die Israel und seiner jüdischen Bevölkerung den Tod wünschen.. Sie skandieren

zusammen, und in ihren Chor mischen sich auch jene Stimmen, die lediglich „israelkritisch“ sind. Man stelle sich vor, hunderte Menschen hätten nach den Anschlägen auf das Bataclan ausgerechnet auf dem Platz der Menschenrechte mit IS-Fahnen ihre Solidarität zu den Attentätern bekundet.

Doch offenbar hat eine entscheidende Mehrheit gar kein Interesse daran, diesen rasant steigenden Antisemitismus zu stoppen. Es sieht im Gegenteil so aus, als herrsche dieser Tage ein ganz anderer Konsens: Demonstrationen von Antisemiten, Covidioten und von einer Terrormiliz unterstützten Pseudopartisanen sind und bleiben Bestandteil unserer Kultur.

„Kein Fußbreit dem Antisemitismus“? Es liegen Welten zwischen den Parolen der Antifa, ihren Unterstützern und der realen Welt. Diese sprudelt momentan vor Hass gegen Juden. Und die letzte Bastion wird Israel bleiben müssen.

Gerade jetzt, kurz nachdem die Jerusalemer Deklaration unterzeichnet wurde, gewinnt jedoch die von der IHRA (International Holocaust Remembrance Alliance) entwickelte Arbeitsdefinition des Antisemitismus an Bedeutung, da sie durch Beispiele illustriert, wie sich Antisemitismus äußert. Die Definition ist von allen 34 Mitgliedstaaten der IHRA 2016 angenommen worden – darunter Deutschland, den USA, Frankreich, dem Vereinigten Königreich und Österreich –, und sie zeigt auf, wo Israelkritik aufhört und Antisemitismus beginnt. Durch sie wird offensichtlich, wieso

BDS unterstützende Postings in Österreich gleichzeitig Werbung für eine antisemitische Organisation sind.

Kritik an der rechtsnationalistischen Politik Israels ist angebracht, dem Leid der palästinensischen Bevölkerung nicht indifferent gegenüberzustehen, ebenfalls. Es braucht Differenzierungsleistungen, um die absurden klicktivistischen Tendenzen zu konterkarieren. Woher kommt die mangelnde Motivation oder Unfähigkeit, zu differenzieren? Wieso scheinen die Stimmen jener Menschen nicht gehört zu werden, die diese Entwicklungen verurteilen? Erstmals entwickeln aufgrund der latenten Gleichgültigkeit der Gesellschaft junge Leute Angst, dass man sie in der Öffentlichkeit als jüdisch erkennt; jüdischen Institutionen Nahestehende müssen damit rechnen, attackiert zu werden. BDS-Aufkleber, die regelmäßig an den Räumlichkeiten der Jüdischen österreichischen HochschülerInnen angebracht werden, schaffen ein Gefühl von Unbehagen.

Naja, gut, die Polizei in Österreich bekommt ab Herbst eigene Antisemitismusschulungen. Es ist sicherlich hilfreich, in den eigenen Reihen aufzuräumen. Aber ehrlich: Schon allein die Tatsache, dass es diese Schulungen braucht, ist alarmierend. Denn schlussendlich bleibt es an uns Jüdinnen und Juden hängen, für ausreichenden Schutz unserer Institutionen zu sorgen. Juden bleiben im Visier, und das wird sich vermutlich auch nicht ändern. Es ist zu hoffen, dass die schweigende Mehrheit ihre Verantwortung endlich erkennt.



Israel und Hamas: Zwei ungleiche Konfliktparteien

KOMMENTAR VON NATHAN SPASIĆ

Israel steht unter Beschuss. Ende Mai hageln tausende Raketen auf das Land. Abgefeuert von einer Terrormiliz, welche gemeinsam mit der Hisbollah oder dem sogenannten Islamischen Staat sämtliche Terrorlisten dieser Welt anführt. Obwohl das israelische Raketenabwehrsystem Iron Dome seit 2011 die meisten Geschosse abfängt, stellen diese auf die Zivilbevölkerung gerichteten Waffen wieder einmal die Prioritäten der Hamas unter Beweis. Während laut eigenen Angaben im Gazastreifen und im Westjordanland rund 3500 Menschen an Covid verstorben sind, scheint der Kampf gegen den einzigen demokratischen Staat in der Region wichtiger zu sein als jener gegen die Pandemie. Israel antwortet mit dem Beschuss von Hamas-Stellungen. Dabei zeigen Luftaufnahmen, dass sich viele Abschussrampen in dicht besiedelten Gebieten, etwa nahe Schulen, Krankenhäusern oder UN-Gebäuden befinden. Um zivile Opfer zu vermeiden, setzen die Israelis neben Anrufen und SMS seit 2006 eine Warntechnik ein, die mittels nicht explodierender Munition, welche auf das Dach eines Zieles abgefeuert wird, die Bewohner zum Verlassen des Gebäudes bewegen soll. Diese Praxis zeigt den Unterschied zwischen einem Staat, der an Kontrollmechanismen gebunden ist, und einer Terrormiliz, die ohne Warnung zuschlägt. Dieser Unterschied wird in der Diskussion rund um den Nahostkonflikt leider oftmals ausgeklammert. Es steht fest, dass die Hamas keine Be-

freiungsorganisation ist, die man erst recht nicht auf Augenhöhe mit einem demokratischen Staat stellen darf.

Eine richtige Geste war in diesem Zusammenhang das Hissen der israelischen Flagge am Bundeskanzleramt in Wien. Gerade als neutrales Land ist Österreich verpflichtet, Errungenschaften wie Freiheit, Demokratie und Frieden zu wahren. Es ist der gleiche Akt wie das Hochhalten der französischen Fahne nach den Charlie-Hebdo-Anschlägen in Paris. Wenn ein souveränes Land im Fadenkreuz einer Terrororganisation steht, so ist Solidarität eine den gemeinsamen Werten gewidmete Hommage und zugleich ein klares Zeichen gegen Hass und Meuchelmord. Dass der iranische Außenminister Javad Zarif daraufhin seinen Wien-Besuch absagt, muss man zur Kenntnis nehmen. Es ist wohl auszuhalten, dass ein Vertreter des barbarischen Ajatollah-Regimes, welches die Vernichtung Israels zur Staatsräson deklariert hat, das Hissen der israelischen Fahne nicht goutiert. Mit einer vermeintlich verletzen Neutralität hat dies allerdings nichts zu tun. Außenminister Schallenberg betonte, man mache Solidarität mit Israel nicht abhängig vom Besuchsprogramm anderer Staaten.

Indes versuchen Prominente einen Moment der Aufmerksamkeit zu erhaschen und gerieren sich als Freunde Palästinas. So teilte das US-amerikanische Model Bella Hadid das Foto einer Gruppe von pro-palästinensischen Aktivisten mit ihren 43 Millionen Followern auf Instagram. Unter den Gepriesenen befand sich auch jener

Mann, der am selben Tag in New York einen Juden krankenhaushausreif geprügelt haben soll. Der TV-Kabarettist Trevor Noah ermahnte Israel in einer Ansprache zu mehr Nachsicht. Weil es mehr tote Palästinenser als tote Israelis gebe, solle Israel zurückrudern. Er begründete diesen skurrilen Einfall damit, dass er im Streit mit seinem kleinen Bruder als Stärkerer auch immer nachgegeben habe. Zur gleichen Zeit ziehen Lynchmobs durch die Straßen Israels, Europas und Amerikas. Der ehemalige Hamas-Innenminister Fathi Hammad ruft Mitte Mai die palästinensische Bevölkerung Jerusalems im Fernsehen dazu auf, Juden mit Messern die Köpfe abzuschneiden. Er erklärt, an welcher Stelle man dafür die Kehle durchtrennen soll und fügt hinzu, dass ein Messer nur fünf Scheckel kosten würde und man so „den jüdischen Staat demütigen“ könne. Der Moment der Abrechnung sei gekommen, so Hammad.

Wer nach wie vor versucht, Israel die Legitimität seiner Verteidigung abzuspochen, übernimmt auch oft Argumente von Terror-Sympathisanten. Das Leid der palästinensischen Zivilbevölkerung wird nicht durch den Beschuss Israels gelöst, sondern erst recht verstärkt. Jene, die versuchen, die Situation als Anker für vermeintliche Israelkritik zu missbrauchen, bieten einen Nährboden für Antisemitismus. Man darf nicht den qualitativen Unterschied zwischen den beiden Konfliktparteien verkennen. Auch wenn es Besserwisser und Unbelehrbare tun.

Abschied oder Wiedersehen?

© CREATIVE COMMONS



Der längstdienende Ministerpräsident Israels wollte bis zuletzt eine Regierungsbildung ohne ihn verhindern.

Wird Benjamin Netanjahu als großer israelischer Staatsmann in die Geschichte eingehen? An dieser Frage scheiden sich die Geister. Porträt eines Politikers mit großen Widersprüchen, historischen Verdiensten – und großen Verfehlungen.

VON MARTIN ENGELBERG

Kenner der israelischen Politik wurden schon in den 1980er Jahren auf Benjamin „Bibi“ Netanjahu aufmerksam. Da trat ein äußerst selbstbewusster Israeli auf, der höchst eloquent und in perfektem amerikanischem Englisch seine Zuhörer beeindruckte. Er wurde ein Politiker einer völlig neuen Art: Netanjahu stammte nicht aus den bisherigen Kadenschmieden des israelischen Militärs und der Politik, den sozialistischen Kibbuzim und Moschawim.

Vielmehr war er – wie seine beiden Brüder Yonatan und Iddo – geprägt

vom Vater Benzion Netanjahu. Dieser war der langjährige Sekretär und Wegbegleiter von Zeev Jabotinsky, dem „Vater des revisionistischen Zionismus“. Die Revisionisten sahen sich als die wahren Nachfolger Theodor Herzls und stellten eine bürgerliche, anti-sozialistische, stark nationalistische Richtung innerhalb des Zionismus dar.

Berühmt wurde der Familienname bereits durch den älteren Bruder Yonatan. „Yoni“ war 1976 Kommandeur der historischen Geiselnbefreiungsaktion in Entebbe (Uganda). Arabische und deutsche Terroristen hatten eine Air-France-Maschine entführt und lediglich die israelischen und jüdischen Passagiere zurückgehalten. Bei der erfolgreichen Befreiung der Geiseln fiel Yonatan Netanjahu und wurde damit zum Symbol des wehrhaften Israels und der außergewöhnlichen Fähigkeiten und Verwegenheit seiner Spezialeinheiten, insbesondere jener des Generalstabes, der „Sajeret Matkal“. Diese Einheit, in der dann auch Bibi Netanjahu diente, wurde zur neuen Kadenschmiede, die viele weitere Spitzenpolitiker und -militärs hervorbrachte, wie etwa auch den jetzt neuen Premierminister Naftali Bennett.

Netanjahu war in mehrfacher Hinsicht der Erste: Er war der erste Ministerpräsident, der bereits in Israel geboren, der aber zugleich weitgehend in den USA aufwuchs, dort sozialisiert und ausgebildet wurde. So ist nicht nur sein perfektes Englisch, sondern auch sein Gespür für die US-Politik und für Medienauftritte zu verstehen. Er war der längstdienende Premierminister, länger sogar als der legendäre Staatsgründer David Ben Gurion. Netanjahu forcierte die Loslösung Israels von seiner stark sozialistischen Prägung der Gründungsjahre bis in die 1980er Jahre. Aus Israel wurde das heute vielgerühmte Start-up-Zentrum, ein marktwirtschaftlich orientiertes Land. Fast der 51. Bundesstaat der USA.

In den insgesamt 15 Jahren als Premierminister mauserte sich Netanjahu zu einer der wichtigsten Politikerpersönlichkeiten der Welt, der

mit allen mächtigen Staatsführern auf Augenhöhe verkehrte. Zu seinen größten und wohl historischen Erfolgen zählen denn auch die Intensivierung der Beziehungen zu zahlreichen Ländern in Afrika, Asien, Südamerika und Zentral- und Osteuropa. Als Krönung folgten vergangenes Jahr die „Abraham-Verträge“, die Abkommen mit den VAE, Bahrain, dem Sudan und auch Marokko.

Andererseits war er auch der erste Ministerpräsident, der trotz mehrerer Anklagen nicht zugetreten ist. Keiner hat so wie er den Siedlungsbau im Westjordanland vorangetrieben, knapp bis zu einer Annexion im Sommer 2020. Vor allem aber wird ihm die tiefe Spaltung des Landes zum Vorwurf gemacht. Er habe Säkulare gegen Orthodoxe, Rechte gegen Linke und jüdische gegen arabische Israelis ausgespielt und Israels demokratische Institutionen, die freien Medien und den Rechtsstaat unterminiert.

Seine schärfsten Widersacher und Protagonisten der jetzt zusammengewürfelten „Nur-nicht-Bibi“-Regierung sind fast allesamt vormalige Ziehsöhne, Protégés, politische Partner und potenzielle Nachfolger Netanjahus. Diese sukzessive zu verjagen und sich nachgerade zu Todfeinden zu machen, war sicher die größte Schwäche des Politikers Netanjahu, die ihn jetzt den politischen Kopf kostet. Eine der vordringlichsten Aufgaben der neuen Regierung scheint es zu sein, möglichst rasch Gesetzesänderungen vorzunehmen, die es Netanjahu verunmöglichen sollen, als Premierminister zurückzukehren. Das ist nicht gerade ein Zeichen von Stärke und Selbstvertrauen der sehr diversen und bunt zusammengewürfelten neuen Regierung. Und ein Beweis dafür, dass eine Rückkehr des „Survival Kid“ Netanjahu dereinst durchaus noch möglich ist.

Bei Redaktionsschluss war die endgültige Entscheidung über einen Regierungswechsel in Israel noch ausständig.



Stefan Zweig WELT- AUTOR

11.6.2021
– 27.2.2022

Literaturmuseum
Johannessgasse 6, 1010 Wien www.onb.ac.at

Österreichische
Nationalbibliothek

Wie wichtig es ist, nicht zu schweigen

Mit einer Gruppe jüdischer Jugendlicher aus verschiedenen Ländern verbrachte ich das vergangene Jahr in Israel. Der Lockdown schweißte uns zusammen – dann kam der „Raketeregen“ aus Gaza. Dieses Gefühl der Bedrohung werde ich nie vergessen.

VON DEBORAH ENGELBERG

„Habt ihr die Nachrichten gesehen?“ Plötzlich brach in meinem Autobus Panik aus. Wir erfuhren, dass Sirenen, die vor Raketen warnen, durch Jerusalem dröhnten. Durch jene Stadt, in der ich die letzten Monate gelebt hatte. Mein Handy wurde mit Anfragen meiner Familie, Freundinnen und Freunden aus Wien überschwemmt, die sich davon überzeugen wollten, dass ich mich in Sicherheit befinde. Zum Glück hatten wir nur wenige Stunden davor Jerusalem verlassen, um in den Norden Israels zu fahren.

Als wir in Shlomi nahe der libanesischen Grenze ankamen, fühlten wir uns sicherer und waren erleichtert, vor allem, da wir ständig mitverfolgten, was in Jerusalem los war. Die Stadt und weite Teile des Landes waren inzwischen zum ununterbrochenen Ziel der Hamas-Raketen geworden. Wir schwebten in der Illusion, dass wir im nördlichen Teil Israels verschont bleiben könnten.

Doch das sollte sich schon drei Tage später ändern. Meine Freunde und ich feierten gerade Geburtstag auf einer Terrasse mit großartigem Ausblick auf die Landschaft von Nordisrael. Für ein paar Stunden wollten wir uns von dem Tumult, der im Land herrschte, ablenken. Wir, das ist die Gruppe jüdischer Jugendlicher aus verschiedenen Ländern, mit denen ich das vergangene Jahr in Israel verbracht habe: ein Jahr,

das uns durch den langen Lockdown besonders zusammengeschweißt hat. Anlässlich des Geburtstags hielten wir Ansprachen, auch, um das Jahr Revue passieren zu lassen. Während meiner Rede erwähnte ich den schönen Ausblick, als exakt in diesem Moment ein helles Licht über den Himmel raste, immer größer wurde und genauso plötzlich verschwand. Das Abwehrsystem „Iron Dome“ hatte die Rakete abgefangen, bevor sie Schaden verursachen konnte.

Raketen aus dem Libanon

Ich war aufgewühlt, doch wir wollten unsere Feier fortsetzen. Nur wenige Minuten später hörten wir aus der Ferne das Dröhnen der Sirenen, gefolgt von drei lauten Explosionen. Raketen waren aus dem Libanon Richtung Shlomi abgefeuert worden. Glücklicherweise landeten sie im Meer und richteten keinen Schaden an. Unsere Geburtstagsfeier war schlagartig zu Ende.

Wir wurden zu einem Security Briefing in den Bunker unserer Unterkunft gerufen. Man erklärte uns, dass wir nach einem Sirenenalarm nur wenige Sekunden Zeit hätten, um den Bunker zu erreichen. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass mein Leben weitergeht – aber völlig anders als zuvor. Ich stellte mich darauf ein, dass ich ab diesem Moment immer auf einen Alarm vorbereitet sein musste und dachte an die Möglichkeit, dass es meinen Freunden und mir vielleicht nicht gelingen könnte, rechtzeitig in den Bunker zu flüchten. Noch am selben Abend wurde uns mitgeteilt, dass wir unsere Zelte umgehend abbrechen würden. Unsere Gruppe wurde in den Süden, nach Mitzpe Ramon, verlegt. Dort sollte auch die andere Hälfte unserer Gruppe eintreffen, die vor dem so genannten „Raketenschauer“ aus Tel Aviv flüchten musste.

Nach unserer Ankunft in Mitzpe Ramon war der Krieg wieder weiter von uns weg. Dennoch hörten wir hie und

da Explosionen und verwechselten oft andere Geräusche mit dem Klang der Sirenen. Die ständigen Raketenangriffe verfolgte ich über soziale Medien, die mich bis zu diesem Zeitpunkt immer von der Realität abgelenkt hatten. Nun war das plötzlich anders. Mein Bild von den Social Media hat sich seither radikal geändert: Ich bin entsetzt über den dort grassierenden Antisemitismus, Antizionismus und vor allem über die Verbreitung von falschen Informationen. Die meisten Meldungen kamen von Menschen, die kaum oder gar kein Wissen über den Konflikt haben. Während ich im Bunker saß, las ich, dass manche meiner Freunde den Staat Israel als „Genozid-Staat“ bezeichnen, es gab Posts von Bekannten, die Zionismus mit Terrorismus gleichsetzten. Ich muss entscheiden, ob ich diese Behauptungen ignoriere oder mein Wissen und meine Erfahrung nutze und diesen Aussagen begegne.

Dankbar für Frieden

Obwohl es nicht einfach ist, mit meinen ehemaligen Klassenkameradinnen und -kameraden, mit den Freundinnen und Freunden über dieses schwierige Thema zu diskutieren, versuche ich es. Oft sind die Rückmeldungen positiv und verständnisvoll, manchmal aber auch aggressiv. In diesen Tagen wurde ich einmal mehr darin bestärkt, wie wichtig es ist, nicht zu schweigen, sondern zu versuchen, andere mit viel Geduld und sachlichen Argumenten davon zu überzeugen, wie wichtig es ist, sich zu informieren, statt vorschnell ein Urteil zu fällen. Und ich fordere einen respektvollen Umgang ein. In jedem Fall werde ich das Gefühl der Bedrohung, das ich in Israel erlebt habe, nie vergessen. Und ich werde für mein Leben in Frieden besonders dankbar sein.

Ein winziger Tropfen im arabischen Ozean



© CREATIVE COMMONS

Jassir Arafats Erbe: Zwei Sicherheitskräfte der palästinensischen Ehrengarde bewachen das Ehrengrab im Mausoleum.

Die jüngste Gewalteskalation in Israel und dem Gazastreifen hat erneut gezeigt, wie selbstverständlich die Bezeichnung Palästinenser heute geworden ist. Doch Palästina als Beschreibung erlebte über die Jahrhunderte eine umstrittene Entwicklung.

VON JOHANNES GERLOFF (JERUSALEM)

Im 5. Jahrhundert v. d. Z. schrieb der griechische Reisende Herodot von Halikarnassos vom „palästinischen Syrien“: Er betrachtete den Küstenstreifen „bis nach Ägypten“ als Teil Syriens. Bis ins 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verwendeten politische Autoren für das Gebiet ausschließlich den Provinznamen *Ιουδαία*/Judäa. Die Küstenebene am Ostrand des Mittelmeers betrachteten sie als Teil Phöniziens.

Gemeinhin wird angenommen, der Name Palästina sei eine Ableitung von „Land der Philister“, das auf Hebräisch *פְּלִשְׁתִּי*/Peleschet heißt.

Als Hadrian im Jahr 135 nach dem zweiten jüdischen Aufstand unter Schimon Bar Kochba die Provinz Judäa in „Syria Palaestina“ umbenannte, habe der römische Kaiser – der Theorie des britischen Archäologen David

Michael Jacobson zufolge – lediglich eine „Rationalisierung des Namens“ vorgenommen. Allerdings führte Roms Kaiser nicht nur den Namen Palästina als politischen Begriff ein – er gab auch dem biblischen Sichem den Namen Neapolis. Da das Arabische B und P jedoch nicht unterscheidet, heißt die Stadt bis heute Nablus. Jerusalem wurde von Hadrian in eine Militärkolonie mit Namen Aelia Capitolina umfunktioniert. Infolgedessen wurde die Stadt nach der Eroberung durch die Araber im 7. Jahrhundert *Ilia* genannt. Auf dem Tempelberg errichtete Hadrian einen Jupitertempel, an der Stelle der heutigen Grabeskirche einen Venustempel. Juden war der Zugang zur Heiligen Stadt bei Todesstrafe untersagt.

Das gibt der Annahme Nahrung, dass der römische Kaiser nach dem

Bar-Kochba-Aufstand den Widerstand des jüdischen Volkes und seine Verbindung zum Land Israel brechen wollte. Jedenfalls trägt seit dieser Zeit der Begriff Palästina das Stigma, jeden jüdischen Anspruch auf Eretz Jisrael auslöschen zu wollen.

Reiseführer aus der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nannten das Gebiet zwischen Ägypten und dem Zweistromland Palästina. Damals war das allerdings ein geografischer Begriff, vergleichbar den Begriffen Schwarzwald, Alpen oder Salzkammergut. Der Begriff Palästinenser in seiner heutigen Bedeutung für eine ethnische Gemeinschaft taucht in der damaligen Reiseliteratur nicht auf. Die Araber – so Jesaias Press in seinem *Neuen Palästina-Handbuch* von 1934 – „machen ungefähr drei Viertel der Bevölkerung aus und teilen sich in Madain (Städter), Fallachin (Fellachen, Bauern) und Beduinen (Wüstenbewohner, Nomaden).“

Mandat des Völkerbunds

Gewiss waren die „nomadisierenden Beduinen“ für die Palästinaforscher des frühen 20. Jahrhunderts am interessantesten, haben sie doch die arabische Eigenart am reinsten bewahrt. „Die arabischen Dorfbewohner werden Fellachen genannt (von dem semitischen Worte falach = Boden bearbeiten)“, heißt es im jüdischen Reiseführer von Sev Vilnay: Sie seien „keine reinen Araber, denn sie haben sich seit Generationen mit den Resten verschiedener Volksgruppen, die in Palästina ansässig waren, darunter mit jüdischen Elementen, vermischt.“

Über die dritte Gruppe der arabischen Bewohner Palästinas schreibt Vilnay: „Die städtischen Araber (Madanije) sind ebenfalls keine reinen Araber. In den großen Städten wohnen einige angesehene Familiengeschlechter, die sich für die Nachkommen jener Araber halten, die das Land erobert haben.“



© CREATIVE COMMONS

Ramallah im Westjordanland: Die Staatlichkeit von Palästina wird derzeit von 138 der 193 UN-Mitgliedsstaaten anerkannt.

Am 24. Juli 1922 erklärte der Völkerbund das „Gebiet von Palästina, das vordem zum türkischen Kaiserreich gehörte“ zum britischen Mandatsgebiet. Mit Bezug auf die Balfour-Erklärung vom 2. November 1917 war das Ziel die „Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“.

Ursprünglich umfasste dieses Völkerbundmandat nicht nur das Territorium des heutigen Staates Israel und die Palästinensische Autonomie, sondern auch das gesamte Staatsgebiet Jordaniens: Die Mandatserklärung vom 24. Juli 1922 sprach vom Gebiet „zwischen dem Jordan und der Ostgrenze Palästinas“. Wenn die PLO also Palästina später als das Gebiet beschrieb, das der Völkerbund nach dem Ersten Weltkrieg den Briten als Mandat anvertraut hatte, betraf das auch Transjordanien, das heutige Jordanien.

Während der Debatte der UN-Vollversammlung über den Teilungsplan 1947 verwies der syrische Delegierte darauf, dass Palästina eine syrische Provinz sei. Es gebe geografische, historische, ethnische und religiöse Verbindungen. Ohne Balfour-Erklärung

und Palästina-Mandat gebe es keinen Unterschied zwischen Palästinensern und Syrern. Das ist eine Denkweise, die einem bis heute unter alteingesessenen Einwohnern der Levante begegnet.

In der Zeit des britischen Mandats bis 1948 wurde jede Person mit palästinensischer Staatsbürgerschaft als Palästinenser bezeichnet, unabhängig von ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit. Erst die Identifikation der Juden in Palästina als Israelis ließ das Adjektiv palästinensisch unbelegt und erlaubte den palästinensischen Arabern, es exklusiv für sich zu beanspruchen.

Entstehung des Staates Israel

Während des israelischen Unabhängigkeitskrieges kämpften Araber gegen die politischen Ambitionen des jüdischen Volkes. In den 1950er Jahren waren es Fidaijun, die vom ägyptisch besetzten Gazastreifen und dem jordanisch besetzten Westjordanland aus nach Israel einfielen.

Die PLO wurde 1964 auf Betreiben des ägyptischen Präsidenten Gamal Abdel Nasser gegründet. Ihr erster Generalsekretär Ahmad Schuqairi war 1907 im Südlibanon als Sohn ei-

In der Zeit des britischen Mandats bis 1948 wurde jede Person mit palästinensischer Staatsbürgerschaft als Palästinenser bezeichnet, unabhängig von ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit.

nes arabischen Vaters und einer türkischen Mutter geboren worden. Ab 1957 war Schuqairi Staatsminister in Saudi-Arabien und repräsentierte dieses Land auch bei den Vereinten Nationen.

Die Entwicklung vom Nasser'schen Panarabismus hin zum palästinensischen Nationalismus wird deutlich, wenn man die ursprüngliche Version der Palästinensischen Nationalcharta, die im Juni 1964 in Ostjerusalem beschlossen wurde, mit deren Revision vom 17. Juli 1968 in Kairo vergleicht.

1948 verwendete die UNRWA (United Nations Relief and Works Agency – Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten) den Terminus „arabische Flüchtlinge“, nicht „Palästinenser“. Vor 1967, solange das Westjordanland und Ostjerusalem von Jordanien besetzt und dann annektiert und der Gazastreifen von Ägypten verwaltet wurden, forderte niemand einen Palästinenserstaat, weil die Existenz einer palästinensischen Nation der Welt unbekannt war.

Ethnische Größe

Als Bezeichnung einer ethnischen Größe, eines Volks, taucht der Begriff Palästinenser im deutschen Sprachraum nach dem Zweiten Weltkrieg erstmals in den letzten Wochen des Jahres 1974 auf. Nach Jassir Arafats Rede vor der UN-Vollversammlung am 13. November nahm der damalige deutsche Botschafter bei den Vereinten Nationen, Rüdiger Freiherr von Wechmar, Bezug auf die Forderung nach einem Selbstbestimmungsrecht für „das palästinensische Volk“. Fast zeitgleich beantwortete Arafat vor der UNO die Frage, was Palästina sei und wem es gehöre, mit den Worten: „Die Grenzen interessieren uns nicht. Palästina ist nur ein winziger Tropfen im großen arabischen Ozean. Unsere Nation ist die arabische Nation, die vom Atlantik bis zum Roten Meer und weiter reicht.“

Noch Ende 1992 erklärte Syriens Präsident Hafez Al-Assad: „Wir Araber haben denselben Ursprung. Unsere Sprache, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen sind eins. Wenn der Präsident von Syrien einen Fehler macht, werden ihn die arabischen Bürger von Algerien oder Marokko genauso zur

Rechenschaft ziehen, wie syrische Staatsbürger.“

Legendärer Revolutionär

Bis heute wird der Begriff Palästinenser den Beigeschmack anti-israelischer Propaganda nicht los. Araber, die rein technisch Palästinenser sind, weil sie seit den Verträgen von Oslo keine andere Staatsbürgerschaft besitzen und ihre historischen Wurzeln in Palästina haben, bezeichnen sich nur ungern als Palästinenser, wenn sie eine gute Beziehung zum jüdischen Staat haben. Man denke an Beduinen, die jahrzehntelang in der israelischen Armee gedient haben, obwohl sie aus Gebieten stammen, die Israel erst 1967 besetzt hat. Nichtjüdische israelische Politiker, wie der Druse Ajoub Qara, würden sich nie als Palästinenser bezeichnen.

Andererseits betonen Araber, die zwar die israelische Staatsbürgerschaft besitzen, sich aber mit der Existenz eines jüdischen Staates nicht anfreunden mögen, seit einigen Jahren ihre palästinensische Identität. Sie

bezeichnen sich als Palästinenser mit israelischer Staatsbürgerschaft oder als Palästinenser, denen die israelische Staatsbürgerschaft aufgezwungen wurde.

Die amerikanische *Time*-Journalistin Nancy Gibbs schrieb: „Golda Meir hat einmal behauptet, so etwas wie einen Palästinenser gebe es nicht. Damals hatte sie gar nicht Unrecht. Bevor Arafat mit seiner Missionsarbeit begann, hielten sich die meisten Araber aus dem Gebiet von Palästina für Glieder der allumfassenden arabischen Nation. Es war Arafat, der den intellektuellen Schritt zur Definition der Palästinenser als ein besonderes Volk machte. Er formulierte die Sache der Palästinenser, organisierte sie, kämpfte für sie und brachte sie in die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit, wie das kein Kurde oder Baske jemals geschafft hat.“

Zweifellos ist das Phänomen einer palästinensischen Nation undenkbar ohne den legendären Revolutionär mit dem Stoppelbart und dem schwarz-weißen Tuch.



Formale Einteilung der Gouvernements der Palästinensischen Autonomiegebiete im Gazastreifen und im Westjordanland.



Guter Wind für das Image Israels in der Welt.

Diplomatisches Marketing

Das internationale Ansehen Israels nimmt stetig zu, was auch einer neuen diplomatischen Offensive zu verdanken ist. Daran wird auch die jüngste Eskalation der Gewalt in Jerusalem und rund um Gaza nichts ändern.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Über Jahrzehnte war die Außenwahrnehmung Israels von der palästinensischen Frage bestimmt. In Berlin, Wien und Paris trug man die Kufiya, möglichst schwarz-weiß kariert, wie einst Arafat. Schick war das, und man konnte damit zugleich ein politisches Statement zum Ausdruck bringen. Heute hat sich das Bild Israels in der Welt gewandelt. Hippest, urbanes, auch sexuell diverses Stadtleben in Tel Aviv, die erfolgreiche Bekämpfung der Covid-19-Pandemie, mehr als 7000 Start-up-Unternehmen, die Hightech-Kompetenz im „Silicon Wadi“ am Mittelmeer und nicht zuletzt die auch politisch innovativen „Abraham-Verträge“ haben ihren Beitrag zu einem neuen Image geleistet. Vorbei die Zeit, da „übermäßige Kritik und Vorurteile das

Bild Israels bestimmt“ haben, wie die *Jüdische Allgemeine* die Lage noch vor zehn Jahren zusammenfasste.

Und daran wird auch die jüngste schwierige, ja traurige Eskalation der Gewalt in Jerusalem und rund um Gaza nichts ändern. Bei einem Videomeeting mit *NU* Anfang Mai konstatierte man im israelischen Außenministerium „eine gewisse Fatigue bei unseren europäischen Partnern, die Palästinenserfrage betreffend“. Doch es ist nicht zu erwarten, dass für die Position der Welt zu Israel die Palästinenserfrage wieder die narrative Deutungshoheit übernimmt.

Denn die Verbesserung von Israels Image scheint fest verankert. „Beim Branding haben wir einen guten Job gemacht“, so Talya Lador-Fresher. „Aber Europa ist noch zögerlich uns zuzuhören.“ Von 2015 bis 2019 war die Spitzendiplomatin Israels Botschafterin in Wien, heute leitet sie die Europa-Abteilung im israelischen Außenministerium am Yitzhak-Rabin-Platz in Jerusalem.

Im Aufwärtstrend

Lador-Fresher berichtet vom Ergebnis der jüngsten Umfrage über das Standing Israels in ausgewählten EU-Staaten. Regelmäßig testet das international tätige, britische Meinungsforschungsinstitut YouGov das Image Israels im Vereinigten Königreich, in

Frankreich, Deutschland, Schweden und Dänemark ab. Im Durchschnitt ist die positive Einstellung gegenüber Israel von August 2020 bis Februar 2021 um acht Prozent gestiegen. In Frankreich hat sich der Wert gar um fünfzig Prozent verbessert. Zwar überwiegt noch die negative Sicht, aber auch diese sinkt – in Frankreich zum Beispiel von 54 auf 47 Prozent. „Es ist noch ein weiter Weg zu gehen“, heißt es aus dem israelischen Außenministerium. Doch Lador-Fresher ist optimistisch, denn „der Trend geht nach oben“. Das von Europa, den USA und weiten Teilen der Welt bewunderte Corona-Management der israelischen Regierung habe sicher zu diesem Aufwärtstrend beigetragen. Auch die „Abraham-Verträge“ hätten ihren Teil geleistet. „Sie sind der Game-Changer“, ist Lador-Fresher überzeugt.

Keine Erklärungsnot

Eigentlich überrascht dies alles nicht, hat sich Israel doch seit geraumer Zeit einem neuen Konzept innovativer „Public Diplomacy“ verschrieben. Denn Veränderungen im Branding einer Marke, so auch eines Staates, geschehen nicht von allein. Das gilt sowohl für das Abrutschen ins Negative, wie zuletzt bei einem großen Pharmaunternehmen zu beobachten, als auch bei Verbesserungen der Außenwahrnehmung, wie im Falle Israels.



„Digital Diplomacy ist eine Art grauer Zone“: Yiftah Curiel ist Leiter der Abteilung Digital Diplomacy im israelischen Außenamt.

„Beim Branding haben wir einen guten Job gemacht“: Talya Lador-Fresher leitet die Europa-Abteilung im israelischen Außenministerium.

Denn das alte Konzept der „Hasbará“, der israelischen Öffentlichkeitsarbeit für positive Berichterstattung, funktioniert nicht mehr. Es hat heute auch bei israelischen Diplomaten den Beigeschmack von Propaganda. Beim Begriff „Hasbará“ schwingt mit, was Israel in den Jahren und ersten Jahrzehnten nach der Staatsgründung glauben zu müssen: sich der internationalen Staatengemeinschaft erklären, begründen, warum es existiert, warum Juden ein Recht auf den eigenen Staat haben.

Zwar hatte Israel in den 1950er und frühen 1960er Jahren noch das Aufbau-Image und so die Sympathie auch der internationalen Jugend: Kibbuz-Aufenthalte waren en vogue, in feines „Made in Israel“-Krepp gewickelte Jaffa-Orangen fanden sich in guten europäischen Haushalten. Allein, „Hasbará“ klingt nach einer Entschuldigung für die Tatsache, „dass wir hier sind, wo wir sind“, erklärt Yiftah Curiel. Er leitet seit drei Jahren die Abteilung Digital Diplomacy im israelischen Außenamt. Im Gespräch mit *NU* sitzt er locker und leger früh Sommerlich gekleidet im Garten seines Hauses in Jaffa.

„Digital Diplomacy ist eine Art grauer Zone“, so Curiel. „Du kannst Dinge tun und hast Möglichkeiten, die du in der traditionellen Diplomatie nicht hast. Als israelischer Diplomat kann ich nicht zum Telefon greifen und mit einem irakischen Regierungsbeamten sprechen, aber ich kann eine Facebook-Seite eröffnen und mit ira-

kischen Bürgern einen Dialog starten.“ Die neue Welt israelischer Public Diplomacy ist digital. Natürlich lasse man die traditionellen Medien nicht links liegen, betont man im israelischen Außenministerium. Doch in der digitalen Diplomatie nimmt Israel heute eine Art Vorreiterrolle ein. Denn alles ist Kommunikation, also Dialog. Strategische Kommunikation. Und diese bedient sich heute vornehmlich digitaler, sozialer Medien.

Facebook auf Arabisch

Dies ist besonders wichtig in der arabischen Welt, wo Israel zumeist keine diplomatischen Vertretungen hat. „Mit digitaler Diplomatie erreichen wir Millionen, und wir umschiffen dabei traditionelle arabische Medien, die uns zuweilen feindlich gesinnt sind“, so Curiel. Die Facebook-Seiten des israelischen Außenministeriums laufen in arabischer und eine auch in persischer Sprache. Es sei eine Kommunikation von Regierungsebene direkt zu den Bürgern.

Jerusalem legt dabei Wert auf positive Nachrichten, kommuniziert Lösungsansätze zu den Bereichen Gesundheit, Umwelt, soziales Zusammenleben, Hightech. Und das zeigt Wirkung. „Wir sehen, dass die Leute im Irak, in den Golfstaaten, ja auch in Saudi-Arabien die israelischen Kanäle als eine gute und valide Informationsquelle ansehen und nutzen. Bei uns bekommen sie Informationen, die sie im Heimatland nicht oder unter nur

sehr schwierigen Umständen bekommen. Je jünger die Leute sind, desto geringer ist ihre Scheu, Informationen direkt von uns zu holen.“ Sechzig Prozent der Bevölkerung in arabischen Ländern und dem Iran sind unter 30 Jahre alt.

Mit den „Abraham-Verträgen“ habe das Interesse noch zugenommen. Bei Kontakten mit Menschen aus den VAE sei auch ein Schneeballeffekt spürbar. Die hohe Dichte an arabischen Gastarbeitern erleichtert es den digitalen israelischen Diplomaten, Bürger israel-feindlich gesinnter Staaten wie etwa Syrien oder Libanon sowie Menschen mit palästinensischem Flüchtlingsstatus direkt zu erreichen. Diese würden, heißt es, im entspannten Environment der Golf-Emirate unbefangener auf israelische digitale Quellen zugreifen und dann Inhalte sowie Werthaltungen an Freunde und Verwandten daheim weiter transportieren.

„Es ist nicht so, dass wir so toll sind“, resümiert Yiftah Curiel. „Aber die Leute sind einfach neugierig darauf, was Israel zu sagen hat.“ Bleibt zu hoffen, dass diese Form digitaler Diplomatie auch in Zeiten gewalttätiger Auseinandersetzungen ihre positiven Wirkungen entfalten kann.



Israel und die USA: Keine Änderungen – vorerst jedenfalls

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Joe Biden hat bisher keinerlei Anstalten gemacht, auf die – teils sehr heftig kritisierten – Entscheidungen seines Vorgängers zurückzukommen. Weder machte er die Verlegung der US-Botschaft nach Jerusalem rückgängig, noch stellte er die vor zwei Jahren durch die USA erfolgte Anerkennung der israelischen Annexion der syrischen Golanhöhen in Frage. Selbst zur Frage, ob die israelische Siedlungstätigkeit im Westjordanland als völkerrechtswidrig und als Hindernis für einen Friedensprozess anzusehen sei, hat sich der neue US-Präsident (noch) nicht geäußert. Einzig und allein die Wiederaufnahme der finanziellen Beiträge an die UNRWA, die umstrittene Hilfsorganisation für die Palästinenser, ist aufgefallen.

Die neue US-Regierung ließ von Anfang an das Thema Naher Osten fast demonstrativ beiseite. Es wurde nicht einmal ein Sondergesandter für die Region ernannt, so wie es bisher üblich war. In der aufgeflammten Gaza-Krise hielt sich Joe Biden sehr zurück. Erst nach einiger Zeit telefonierte er mehrmals mit Premierminister Benjamin Netanjahu. Es schien fast wie eine Pflichtübung gegenüber den lautstarken und palästinenserfreundlichen Linken in seiner Partei. Gleichzeitig blockierten die USA jede Initiative im UN-Sicherheitsrat, die einen anderen Zugang hatte, als von Joe Biden mehrfach geäußert: Die Hamas habe Israel,

und zwar ganz gezielt die israelische Zivilbevölkerung, mit Raketen angegriffen, und Israel habe jedes Recht, seine Bevölkerung zu beschützen.

Schließlich hat Biden hautnah miterlebt, wie US-Präsident Obama, dem er als Vizepräsident diente, brutal scheiterte. Vor allem der damalige Außenminister John Kerry investierte ein gewaltiges Maß an Zeit und Energie für Gespräche, pendelte monatelang zwischen den Konfliktparteien hin und her und erreichte schlussendlich – gar nichts. Es wird wohl tatsächlich die letzte der „klassischen“ Friedensinitiativen gewesen sein. Diese gingen immer von einer umfassenden Lösung des Palästinenserproblems aus und darüber hinaus auch von der Annahme, dass ohne ein solches Ergebnis eine Befriedung des Nahen Ostens nicht möglich wäre.

Donald Trump und sein Schwiegersohn, Jared Kushner, gingen bereits andere Wege. Scheinbar hat Biden, bei allen sonstigen – teils fundamentalen – Unterschieden, gerade in dieser Sache erkannt, dass diese Wege in die richtige Richtung führen. Es gilt, die Achse zwischen den USA, Israel und den sunnitisch-arabischen Staaten weiter aufzubauen und zu stärken. Das ist die fundamental wichtige Allianz der Zukunft, als Partner für die USA und als Gegengewicht zu den anderen regionalen – sehr gefährlichen – Playern, dem Iran und auch der Türkei. Natürlich wird die Situation der Palästinenser nicht

völlig unberücksichtigt bleiben. Aber das Narrativ, das Palästinenserproblem sei die Ursache aller Konflikte im Nahen Osten, klingt heute schon fast lächerlich vorgestrig. Nicht einmal mehr die Annahme, es gäbe ohne eine Lösung des Palästinenserproblems keinen Frieden im Nahen Osten, ist mehr übrig.

So bleibt in den USA die kleine, aber sehr laut vernehmbare Gruppe der Linken in der Demokratischen Partei, welche an den tradierten Narrativen festhält und versucht, die Israel-Politik der neuen Administration in ihre Richtung zu beeinflussen. In Europa sind es andererseits noch immer einige politische Schwergewichte, wie der EU-Außenbeauftragte Josep Borrell oder der luxemburgische Außenminister Jean Asselborn, die eine extrem einseitige israelkritische Haltung beibehalten. Aber auch in der EU mehren sich die Staaten, die Israel als Freund, strategischen Partner und Teil der westlichen Allianz ansehen und bei einseitigen Verurteilungen Israels nicht mehr mitgehen wollen.

Erfreulicherweise zählt in der Zwischenzeit auch Österreich zu diesen Staaten. Daher ist zu hoffen, dass es auch – trotz der Gazakrise und dem Aufflammen von Unruhen in Jerusalem – zu einer weiteren positiven Entwicklung im Nahen Osten kommen wird.

Höchstgerichtsurteil mit Symbolkraft



© GALLI TIBBON/AP/PICTUREDESK.COM

Eine junge Frau von „Women of the Wall“ betet mit Kippa und Tallit an der Klagemauer. Die liberale jüdisch-religiöse Bewegung setzt sich für das Recht jüdischer Frauen ein, im gesamten Bereich der religiösen Stätte beten zu dürfen.

Seit der Staatsgründung Israels hat das für Einbürgerungen zuständige Innenministerium Konversionen in nicht-orthodoxen Synagogen außerhalb des Landes anerkannt – nicht aber jene im Land selbst. Nun konnte das liberale Judentum kurz vor dem Urnengang im März einen wichtigen Erfolg erzielen.

VON ERIC FREY

In einer Knesset, die Islamisten, palästinensische Nationalisten und jüdische Rassisten zu ihren Abgeordneten zählt, ist es ein freundlicher Herr mit sanfter Stimme, der seit der jüngsten Wahl im März für die größte Aufregung sorgt: Gilad Kariv, ein neuer Mandatar für die Arbeitspartei, ist ein Reformrabbiner und wird deshalb von den ultraorthodoxen Parteien unerbittlich bekämpft und abgelehnt. Für die charedische Orthodoxie sind alle liberalen und progressiven Strömungen ein Betrug, der das Judentum verrät. Allein der Begriff „Reformrabbiner“ – gar nicht zu sprechen von einer Rabbinerin – löst bei den Charedim Empörung aus. Sie würden Kariv boykottieren, haben das Vereinigte Tora-Judentum (VTJ), Schas und die Religiös-zioni-

stische Partei schon vor der Wahl im März geschworen. „Um G'ttes Willen, man grüßt böse Menschen nicht“, antwortete der VTJ-Abgeordnete Israel Eichler, als er gefragt wurde, ob er Kariv in der Knesset begrüßen würde.

Beste Voraussetzung

Der 47-jährige gebürtige Israeli, der zwölf Jahre lang die Reformbewegung in Israel geleitet hat und sich bereits fünf Mal um ein Knesset-Mandat beworben hatte, ist solche Reaktionen gewohnt. Er ist vor allem in den USA als Gastredner bekannt. Mit seinem Einzug in die Knesset hofft er, das Monopol der Orthodoxie im Schlüsselbereichen des israelischen Lebens, speziell im Familienrecht, zu schwächen und schließlich zu brechen. Kurz

vor dem Urnengang hatte das liberale Judentum vor dem Obersten Gerichtshof in diesem Kampf einen wichtigen Erfolg erzielt: Die Höchststrichter entschieden, dass liberale Konversionen auch dann die Voraussetzung für die Verleihung der Staatsbürgerschaft nach dem Rückkehrgesetz erfüllen, wenn sie in Israel vorgenommen werden. Das Gesetz verlangt nur, dass der Übertritt in einer „anerkannten jüdischen Gemeinde“ stattgefunden haben muss. Seit der Staatsgründung hat das für Einbürgerungen zuständige Innenministerium Konversionen in nicht-orthodoxen Synagogen außerhalb von Israel anerkannt, die im eigenen Land aber nicht.

Der Richterspruch hat nur geringe praktische Auswirkungen, denn das liberale Judentum, in dem etwa Frauen mit Männern in allen religiösen Fragen gleichgestellt sind, ist in Israel schwach vertreten. Die große Mehrheit der Bevölkerung ist zwar nicht religiös, aber hält es doch mit orthodoxen Traditionen. Reformrabbiner nehmen nur wenige hundert Konversionen im Jahr vor, und von diesen Konvertiten hätten die meisten ohnehin Anrecht auf einen israelischen Pass.

Betroffen von der Gerichtsentscheidung sind vor allem Ehepartner von Israelis; hatten sie keine jüdischen Wurzeln, wurde ihnen bisher die Staatsbürgerschaft verweigert, wenn sie nicht orthodox konvertierten. Obwohl auch ein liberaler Übertritt eine lange Vorbereitung erfordert und ein rabbinisches Gericht die Eignung prüft, ist dies dennoch ein einfacherer Weg als eine orthodoxe Konversion, bei der man glaubhaft machen muss, dass man von nun an ein streng religiöses Leben führen wird – was die meisten Israelis bekanntlich nicht tun.

Rütteln am Monopol

Doch das Urteil hat vor allem große Symbolkraft, weil es aus Sicht des israelischen Staates das liberale Judentum mit dem orthodoxen gleichstellt. Damit wird stärker denn je am Monopol des orthodoxen Oberrabbinats über religiöse Angelegenheiten in Israel gerüttelt. Zu diesem Monopol gehört das Familienrecht und damit alle Hochzeiten unter Juden. Denn das israelische Recht kennt keine zivile Hochzeit, wenngleich im Ausland geschlossene

zivile Ehen anerkannt werden.

Der Oberste Gerichtshof hatte sich vor dieser Entscheidung lange Zeit gedrückt. Vor 16 Jahren hatte das Israel Religious Action Center (IRAC), das für die Anerkennung des liberalen Judentums kämpft, erstmals Beschwerde gegen diese Praxis eingebracht. Die Richter forderten daraufhin die Regierung und die Knesset auf, eine politische Lösung zu finden, um die Ungleichbehandlung von Konversionen im In- und Ausland zu beenden. Doch diese kam nicht und nicht zustande – und das aus gutem Grund. Die Politiker hätten entweder die ultraorthodoxen Parteien vor den Kopf gestoßen oder – noch schlimmer – das US-amerikanische Judentum, wenn per Gesetz nur orthodoxe Konversionen als legitimer Eintritt ins Judentum definiert würden. Denn in den USA gehört die Mehrheit der Juden zu Reformgemeinden oder der konservativen Bewegung, und auf deren politische und finanzielle Unterstützung kann keine israelische Regierung verzichten.

Massiver Widerstand

Vor allem Langzeitpremier Benjamin Netanjahu hat deshalb jahrelang die Lösung hinausgezögert und nichts unternommen. Als den Richtern schließlich der Geduldsfaden riss und sie eine grundrechtskonforme Entscheidung trafen, reagierte er mit heftiger Kritik. Netanjahu weiß schließlich, wie sehr das Urteil seine orthodoxen Verbündeten schmerzt.

Diese reagierten mit unfassbarem Zorn auf die Entscheidung. In einem TV-Spot wurden liberale Juden als Hunde dargestellt – ein Bild, dessen antisemitischen Konnotationen den religiösen Parteien gleichgültig waren. Das wiederum sorgte unter säkular und liberal eingestellten Israelis für Empörung.

Am heftigsten wird der Konflikt zwischen orthodoxen und liberalen Juden am Kotel, der Klagemauer in Jerusalem, geführt, die als Synagoge gilt. Seit Jahren kämpfen IRAC und auch Vertreter von US-Synagogen darum, dass auch Frauen an der Mauer wie die Männer Tallit tragen und aus der Tora lesen dürfen. Um dies zu verhindern, haben Orthodoxe immer wieder zu physischer Gewalt gegriffen. Eine vom Höchstgericht angeordnete und

von der Politik bereits 2016 vereinbarte Lösung wurde jedoch stets nur in Ansätzen verwirklicht. Gegen den so massiven Widerstand der Charedim wagte sich kein Regierungschef an dieses emotionale Thema heran.

Eine Frage der Identität

Ganz überraschend kommt die Haltung der Orthodoxie indes nicht. Jede Religion grenzt sich von allen Strömungen ab, die in ihren Augen nicht mehr dazugehören. Das liegt in der Natur jedes Glaubens. Für Strenggläubige ist der Abwehrkampf gegen liberale Tendenzen ein zentraler Aspekt der religiösen Identität. Das gilt für das Judentum genauso wie für Christentum und Islam.

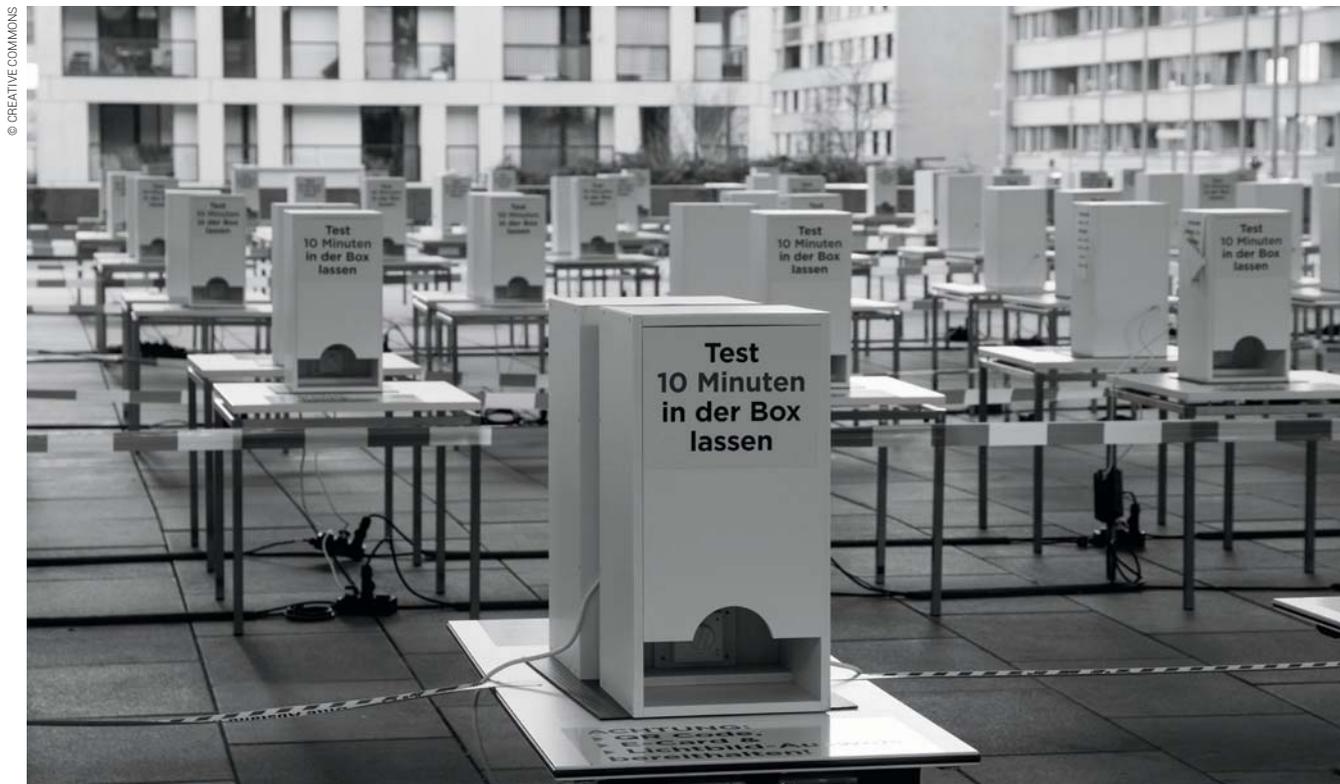
Das Besondere in Israel ist, dass die Zugehörigkeit zur jüdischen Religion auch Grundrechte berührt. In anderen Ländern kann man über Heirat und mehrjährigen Aufenthalt im Land das Recht auf Staatsbürgerschaft erwerben. In Israel muss man dafür als Jude anerkannt werden. Das schafft unweigerlich Bruchlinien zwischen den vielen Millionen liberaler Juden in der Diaspora, vor allem in den USA, und der Führung der Orthodoxie im eigenen Land. Die Tendenz in der israelischen Politik, die jüdische Natur des Staates zu betonen, die in der Verabschiedung des Nationalstaatsgesetzes 2018 seinen Ausdruck fand, hat dieses Prinzip einzementiert. Doch damit ist der Staat gezwungen, sich in die rein religiöse Frage, wer als Jude zu gelten hat und wer nicht, einzumischen. Für eine liberale Demokratie ist das eine höchst unbefriedigende Situation, aus der die Entscheidung des Höchstgerichts vielleicht einen Ausweg weisen kann.

Dossier: Wissenschaft

**Jüdische Nobelpreisträger,
Pionierinnen und Exzellenzen**

**Vom Glauben an Wissenschaft,
Wunder und Verschwörungsmythen**

Verschwörungstheorien und Wissenschaftsskepsis



Fast eine Installation: Covid-19-Testbox beim Austria Center Vienna.

Rückblick auf ein Pandemiejahr, in dem die Wissenschaft in Rekordtempo Impfstoffe entwickelte – und eine nie dagewesene Welle von Weltverschwörungstheorien in die Mitte der Gesellschaft schwappte.

VON ANDREA SCHURIAN

Nein, man kann sie nicht mehr hören, die Worthülsenproduzenten und Relativierungsschwafler, die Wirtschaft und Gesundheit gegeneinander aufrechnen, virologisches Fachwissen beiseite wischen, Jung versus Alt in Stellung bringen und Impfungen und Lockdowns querdenken. Es ist eine coronärliche Mischkulanz aus linken

und rechten Extremdeppen, Fundamentalspinnern, Impfgegnern, esoterischen Leuchten, Corona-Lügen-Dektoren, Wunderheilern, Antisemiten, Rassisten, Twitterblasisten, sozialmedialen Stammtischlern und Gesichtsbuchhaltern (m/w/*), die vom Recht auf Ansteckung plappern, Covid-19 mit einer Grippe vergleichen, Quarantänemaßnahmen mit Auschwitz und Bill Gates mit Hitler. Ihre Glaubensgrundlage ist die Online-Bewegung QAnon, kurz Q, die das soziale Dorf verlässlich mit rechtsextremem, antisemitischem, rassistischem, frauenfeindlichem Unrat zumüllt.

Neben „Freiheit statt Angst“ tauchten auf den Corona-Spaziergängen „Stoppt den Kinderhandel“-Schilder auf, weil Hardcore-Verschwörungsmythiker ernsthaft glauben, dass eine pädophile Elite rund um die Ehepaare Clinton, Obama und Gates Kinder tötet, um mit einer aus Jungblut gewonne-

nen Forever-young-Droge gemeinsam mit George Soros, den Rockefellers und Rothschilds die Weltherrschaft an sich zu reißen. Bis es so weit ist, soll das in der Melinda-&-Bill-Gates-Hexenküche zusammengebraute Sars-CoV-2-Virus die Weltbevölkerung radikal dezimieren. Dem menschlichen Restbestand wird dann, zugleich mit der zwangsverordneten Spritze (natürlich ebenfalls aus dem Mordhaus Gates), ein Mikrochip injiziert. So weit, so irre.

Blaue Krisengewinnler

Es sind nicht nur ungebildete Dumpfbacken, die den Verschwörungsschwafeln auf den Leim gehen oder praktischerweise gleich selbst eine Theorie in die Onlinewelt setzen. Piers Corbyn, Bruder des ehemaligen Labourchefs Jeremy C., der an den antisemitischen Ausfransungen seiner Partei bekanntlich wenig Beanstandenswertes fand, ortet das 5G-Mobil-

funknetz als Auslöser des Coronavirus. Weshalb der Astrophysiker Anschläge auf 5G-Masten ausdrücklich befürwortet. In Österreich zwitscheren vor allem die blauen Vögel das Lied vom Coronawahnsinn. Verkleidet als aufrechter Demokrat, der um seine Freiheitsrechte kämpft, marschierte auch – umringt von schmissigen Kameraden mit braunen Westen – Gottfried Küssel auf, als Herbert Kickl in einer 40-minütigen Prater-Suada über ein „intaktes Immunsystem“ dozierte und vereinzelt „Sieg Heil“-Rufe aus dem alubehüteten Publikum tröpfelten. Dass just die Partei der Braven und Anständigen, die für Recht und Ordnung steht, konzentrierte Anhaltungscentren goutiert, über „linke Berufsdemonstranten“ herzieht und davon überzeugt ist, dass das Recht der Politik zu folgen hat, sich nun als Verteidigerin der Freiheitsrechte aufspielt, ist eine der treppenwitzigsten Mutationen von Covid-19.

Wirtschaft vor Gesundheit?

Zwischen 25. Februar 2020 und Anfang Juni 2021 erlagen in Österreich 10.600 und weltweit mehr als 3,4 Millionen Menschen einer Corona-Infektion. Selbst nach Abzug allfälliger Schwankungsbreiten ist die Zahl der Coronatoten verdammt hoch. In Italien, wo allein in der Gegend um Bergamo im März vergangenen Jahres 568 Prozent Menschen mehr als im Jahr davor starben, klagen Angehörige das Versagen der Behörden an: Lebensrettende Maßnahmen seien aus rein wirtschaftlichen Überlegungen zu spät getroffen worden, die Industriellenvereinigung Confindustria habe regional und national massiv interveniert. Wirtschaft vor Gesundheit: Das hätten sich viele auch in und für Österreich gewünscht. Zwar brächte ein Kollaps des Gesundheitssystems die Wirtschaft genauso zum Erliegen wie ein Lockdown. Aber, hey, ist nicht sowieso jede Grippewelle ärger und das Leben prinzipiell lebensgefährlich? Als dreijähriges Mädchen erkrankte meine Schwester an Kinderlähmung und verbrachte viele Wochen in strengster Isolation im Krankenhaus. Ich hatte das Glück der späteren Geburt: Als erstes westliches Land führte Österreich 1961 die Schluckimpfung als Massenimpfaktion ein. Im Jahr 2002 erklärte

die WHO Europa und im August 2020 auch den afrikanischen Kontinent für poliofrei. Dank engmaschiger Impfprogramme soll die Krankheit, die offiziell immer noch in Afghanistan, Pakistan und Syrien aufflammt, weltweit ausgerottet werden – so wie es mit dem Pockenvirus Variola gelang, das allein im 20. Jahrhundert 300 Millionen Menschen dahinraffte.

Ab 1967 startete die WHO globale Impfprogramme, in zehn Jahren wurden mehr als eine halbe Milliarde Pockenimpfungen durchgeführt, seit Mai 1980 gelten Pocken als ausgerottet. Im Jahr darauf endete die Impfpflicht in Österreich. Im besonders impfkritischen Frankreich hingegen müssen Kinder seit 1. Jänner 2018 gegen Masern, Polio, Diphtherie, Keuchhusten, Röteln, Mumps, Hepatitis B, Tetanus, Haemophilus Influenzae Typ B, Pneumokokken sowie Meningokokken geimpft sein, ehe sie einen Kindergarten besuchen dürfen. Eine Klage von Impfgegnern scheiterte: Ein zufriedenstellender Schutz der Bevölkerung sei höherwertig einzustufen als das Recht auf körperliche Unversehrtheit und die Achtung des Privatlebens.

Und jetzt also die Coronaimpfung. Eine Zeitlang mutierten desaströse Impfpläne schneller als das Virus selbst. Dort, wo zügig durchgeimpft wurde – in Israel beispielsweise, in den USA oder Italien –, sind hohe Militärs maßgeblich ins Prozedere eingebunden, Logistik und Krisenmanagement gehören schließlich zu deren Kernkompetenzen. Im kleinen

Österreich hingegen wurschel(te)n neun Landesregierungen anfangs mehr schlecht als recht und eher intransparent dahin. Impfvordränger entpuppten sich als gar keine so rare Spezies in Österreich, die beachtliche Fertigkeiten im Vorschwindeln entwickelten.

Neue Normalität?

Die blaue Gesundheitssprecherin Dagmar Belakowitsch wiederum warnte vor „sogenannten Zwangsimpfungen“, wobei diese Wortkombination einen Spitzenplatz in der Kategorie „stichhaltiges Gerücht“ verdient. Wissenschaftsfeindlichkeit hat in Österreich Tradition. Binsenweise werden im Zwischenreich von Esoterik und Halbwissen(schaft) mögliche Folgen des Vakzins an die Wand gemalt, jene von Sars-CoV-2-Infektionen hingegen eisern kleingeredet oder ganz totgeschwiegen. Wissenschaftler wissen noch nicht, wie lange jemand, der sich mit dem Coronavirus infiziert hat, gegen die Krankheit immun ist. Wer Pocken oder Kinderlähmung überstanden hat, war es jedenfalls ein Leben lang. Pockenviren veränderten sich über die Jahrhunderte kaum, Sars-CoV-2 schon. Eine Impfung kann ein solches, sich veränderndes Virus nach heutigem Wissensstand zwar nicht ausrotten, aber eine permanente Viruszirkulation von Re-Infektionen verhindern – und so wieder ein Leben ohne Lockdown ermöglichen. Klingt nach neuer Normalität, idealerweise nicht nur diesen einen schönen Sommer lang.



Nicht nur ungebildete Dumpfbacken: Anti-Corona-Demo in Wien.



Paul Ehrlich (1854–1915) in seinem Arbeitszimmer in Frankfurt am Main, 1910. Der Arzt und Forscher gilt als „Vater der Chemotherapie“.

Von der Kabbala zu $E=mc^2$

Albert Einstein und Sigmund Freud sind nur die bekanntesten. Warum unter den erfolgreichen und innovativen Wissenschaftlern so viele Juden sind, fragt man sich schon seit mehr als hundert Jahren. Es ist an der Zeit, die Frage zu hinterfragen.

VON OLIVER HOCHADEL

Zahlen suggerieren harte Fakten. Zum Beispiel: Unter den Nobelpreisträgern der ersten hundert Jahre (1901 bis 2000) waren bei der Chemie über 19 Prozent Juden, bei der Physik 36 Prozent und bei der Medizin sogar über 50 Prozent. Macht summa summarum mehr als ein Drittel der naturwissen-

schaftlichen Nobelpreise. Gemessen an ihrem geringen weltweiten Bevölkerungsanteil wären Juden mit einem Faktor von bis zu hundert überrepräsentiert.

Solche Aufstellungen finden sich in zahllosen Publikationen und auf vielen Websites, zu trauen ist keiner von ihnen. Es gibt keine gesicherte Statistik über Nobelpreisträger, die die Religionszugehörigkeit ausweist. Denn wie man sich unschwer vorstellen kann, käme man beim Nachzählen rasch in Schwierigkeiten. Wen zählt man als Juden, wen nicht? Orientiert man sich an Konfession oder Abstammung? Und was, wenn nur die Mutter oder gar nur der Vater jüdisch war?

Sollte man also von dem Thema nicht besser gleich die Finger lassen, um sich diese nicht zu verbrennen? Denn die Überrepräsentanz jüdischer Wissenschaftler wurde schon vor hundert Jahren thematisiert – von antise-

mitischer Seite, die das Klischee des „schlaueren Juden“ bemühte.

Dennoch scheint an dem grundlegenden Faktum einer – im Vergleich zur Gesamtbevölkerung – enormen Überrepräsentanz erfolgreicher jüdischer Forscher erst mal nicht zu rütteln zu sein. Welche Erklärungen gibt es jenseits der Reproduktion von Stereotypen und einer biologistischen, also letztlich rassistischen Betrachtungsweise? Für die Geschichtswissenschaft hat sich diese Frage als harte Nuss erwiesen.

Synagoge als Denkschule?

Ein kulturgeschichtlicher Ansatz führt die spezifischen religiösen Traditionen ins Feld, die quasi als Vorstufe zu kritisch-rationalem Denken gedient hätten. Die jüdische Religion sei weniger hierarchisch als etwa die christlichen, es wird mit dem Rabbi diskutiert und nicht ihm nachgebetet. In der Tat

war durch das Studium der heiligen Schriften die Alphabetisierungsrate bei Juden vor der Einführung der allgemeinen Schulpflicht stets höher als im Bevölkerungsdurchschnitt.

Für den Grazer Soziologen Christian Fleck bleibt dieser Erklärungsversuch jedoch vage und wenig überzeugend. Von der Thora zur Relativitätstheorie ist es ein weiter Weg. Schließlich kamen fast alle erfolgreichen jüdischen Wissenschaftler aus säkularen Elternhäusern oder hatten sich eben gerade aus der Enge der jüdischen Orthodoxie befreit. Die Kabbala, die jüdische Zahlenmystik, als Erklärung für die Brillanz jüdischer Mathematiker heranzuziehen, hält der Wiener Historiker Mitchell Ash gar für Unsinn. Alle gängigen Erklärungsmuster, wonach die Juden „an sich“ eine Nähe zu Kultur, Schrift oder Wissenschaft hätten, seien in Frage zu stellen, so Ash.

Aufstieg durch Bildung

Zielführender ist es daher zu fragen, wann und wo die Überrepräsentanz jüdischer Wissenschaftler zu finden ist. Besonders ausgeprägt scheint diese im deutschsprachigen Raum im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert und in den USA nach 1945. Welche historischen Bedingungen waren damals gegeben?

Da ist zum einen die Politik: Juden wurden in Deutschland und in Österreich-Ungarn erst ab den 1860er Jahren volle Staatsbürger. Waren die Juden in ihren Arbeitsmöglichkeiten bis dahin auf den Bereich des Handels beschränkt, ergaben sich durch die rechtliche Gleichstellung nun neue Aufstiegsmöglichkeiten. Freilich: Adel, Kirche und Militär und zum guten Teil auch Politik und hohe Verwaltungsämter blieben Juden weiterhin verschlossen. Blieben die wissenschaftliche Karriere und die sogenannten freien Berufe. Genauer spricht man daher von Menschen jüdischer Abstammung, denn gerade viele der erfolgreichen Akademiker waren längst konvertiert. Wenn diese weiterhin als Juden bezeichnet wurden, dann aufgrund ihres „Blutes“, nicht ihrer Konfession. Charlotte Bühler, Karl Landsteiner, Lise Meitner, Elise Richter und Julius Tandler, um nur einige berühmte Wiener Wissenschaftler zu nennen, konvertierten im

Laufe ihrer Karriere zum Christentum. Innerhalb von ein bis zwei Generationen durchliefen Menschen jüdischer Abstammung einen regelrechten Akademisierungsschub: Aus Kaufleuten wurden Physiker und Advokaten. Um 1900 und noch bis 1938 stellten Juden in Wien bei einem Bevölkerungsanteil von etwa zwölf Prozent fünfzig bis sechzig Prozent der Journalisten, Rechtsanwälte und Ärzte. Gab es 1862 noch keinen angestellten Juden an den österreichischen Universitäten, wurde 1938 an der Universität Wien die Hälfte des Lehrkörpers in der Chemie und etwa ein Drittel in der Physik und Mathematik entlassen – die meisten aus „rassischen Gründen“.

Gläserne Decke

Diese hohen Anteile dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass nur vergleichsweise wenige Juden ordentliche Professuren erlangten, und wenn, mussten sie sich meist taufen lassen. Oft war mit der Privatdozentur die gläserne Decke erreicht. Diesen institutionalisierten Antisemitismus gab es in Österreich wie in Deutschland gleichermaßen. Die israelische Historikerin Shulamit Volkov entwickelte daraus das „Peripherieargument“: Gerade weil sie an der Universität ausgegrenzt wurden, seien die jüdischen Forscher auf marginale und oft völlig neue Felder – etwa in der Atomphysik oder in der Neurophysiologie – ausgewichen. Volkovs Schlussfolgerung: Nicht trotz, sondern wegen der Diskriminierung seien die Wissenschaftler jüdischer Abstammung so innovativ gewesen. Wobei es freilich keine „jüdischen“ Disziplinen gab, das ist eine Vorstellung aus dem antisemitischen Giftschrank. Auch in der theoretischen Physik gab es eine große Zahl von Nichtjuden, man denke nur an Mach, Boltzmann und Schrödinger.

Diese sozialhistorischen Erklärungsansätze möchte der britische Historiker Steven Beller um einen kulturellen ergänzt wissen. In seinem Buch *Wien und die Juden 1867–1938* geht er der Frage nach, wie die außergewöhnlichen Leistungen von Juden in der Wissenschaft, aber auch in der Literatur oder der Musik zu erklären seien. Beller führt vor allem den Willen zur weitgehenden Assimilierung im 19. Jahrhundert an. Bei ihrem Bestreben,

das umfassende humboldtsche Bildungsideal zu erfüllen, erwiesen sich die Juden oft als die „besseren Deutschen“ – die „poster children of German Bildung“, so Beller.

Somit gibt es einige Parallelen zur Situation in den USA, die mit erklären, warum sich hier vor allem nach 1945 so viele erfolgreiche jüdische Wissenschaftler finden. Auch in den USA wurden Juden bis in die 1930er Jahre im akademischen Bereich stark diskriminiert. Gerade an den Eliteuniversitäten wie Harvard hieß es, ein jüdischer Student pro Jahrgang genüge. Die anderen Studierwilligen mussten auf andere Colleges ausweichen.

Dies hinderte die US-amerikanischen Juden nicht daran, Bildung als den Weg zum gesellschaftlichen Aufstieg zu sehen. Assimilierung und Übererfüllung der gesellschaftlichen Ideale waren auch hier angesagt. Nachdem die unsichtbaren Barrieren nach 1945 gefallen waren, konnte sich dieser Wille zur Bildung dann endlich ausleben.

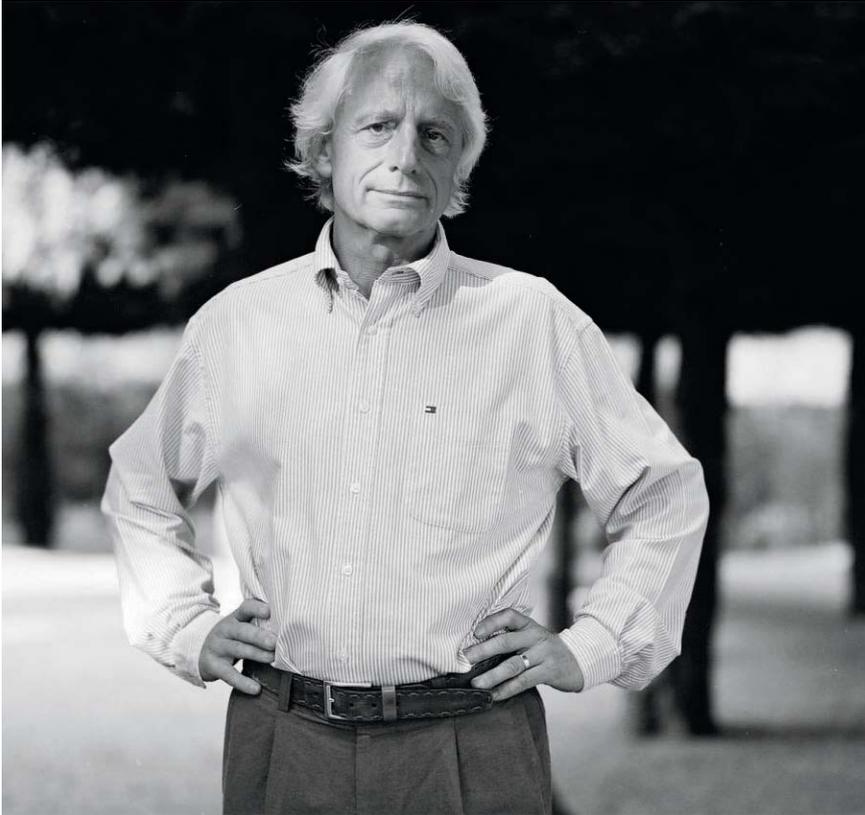
Brain-Gain

Hinzu kam eine beträchtliche Anzahl von den Nazis aus Europa vertriebener jüdischer Wissenschaftler, darunter auch etliche spätere Nobelpreisträger. Bei entsprechenden Meldungen aus Stockholm findet sich hierzulande immer eine Mischung aus heimlichem Stolz – „aus Österreich gebürtig“ – und verstecktem Bedauern: Die vertriebenen Laureaten hätten die mehr als magere Nobelpreisbilanz Österreichs nach 1945 doch entscheidend aufbessern können.

Aber Preisträger wie Walter Kohn (Chemie, 1998) und Eric Kandel (Medizin, 2000), die als Kinder vor den Nazis flüchteten, und andere vertriebene Forscher machten stets deutlich, dass sie selbst bei einer Rückkehr nach Österreich sicherlich nicht die Möglichkeiten gehabt hätten, die sich ihnen in den USA boten. Die Vorstellung, dass die Emigranten dieselben wissenschaftlichen Leistungen erbracht hätten, ja selbst, dass sie sich mit denselben Themen beschäftigt hätten, wären sie nicht vertrieben worden, ist jedenfalls reichlich naiv. Wer will, mag hier die Dialektik der Geschichte am Werk sehen, bei der das Böse auch immer etwas Gutes hervorbringt.

„Verschwörungstheorien wirken wie psychologische Schutzschilde“

© LUKAS BECK



„Dass es immer noch Antisemitismus gibt, kann ich nicht verstehen“, so der Psychotherapeut, Arzt und klinische Psychologe Alfred Längle.

Alfried Längle, Begründer der Existenzanalyse und langjähriger Freund des Neurologen und Psychiaters Viktor Frankl, beschäftigt sich mit den psychischen Folgen von Corona und Lockdowns.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Der Frühling war kalt, der Sommer ließ sich Zeit, die Gärten und Parks wirkten im Mai immer noch leerer als in „normalen“ Jahren. Restaurants und Kulturstätten haben zwar mittlerweile wieder geöffnet – doch körpernahe Begegnungen mit anderen Menschen verunsichern immer noch. Studien zeigen, dass seit Beginn der Coronapandemie psychische Erkrankungen zugenommen haben. Mehr und mehr setzt sich die Erkenntnis durch, dass der Einfluss der Pandemie auf die Psyche zu den bisher am meisten unterschätzten Gefahren der Krise gehört. Während des nahezu weltweiten Lockdowns haben sich wohl mehr Menschen denn je die Frage nach dem Sinn jenes Lebens gestellt, dem wir derzeit ausgesetzt sind. Und auch der

Begriff einer „neuen Normalität“ danach erscheint vielen bedrohlich.

Wissenschaftler nehmen daher seit einiger Zeit verstärkt die seelische Gesundheit der Bevölkerung in den Blick. Einer von ihnen ist Alfred Längle, Gründer der Existenzanalyse und langjähriger Freund des 1997 verstorbenen österreichischen Neurologen und Psychiaters Viktor Frankl. Längle, der im März seinen 70. Geburtstag feierte, ist Professor an der Wirtschaftshochschule Moskau, Gastprofessor an der Sigmund-Freud-Universität Wien, Dozent am Institut für Psychologie der Universität Klagenfurt und Gründungsmitglied und Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse (GLE) mit Sitz in Wien, wo er auch in seiner

eigenen Praxis für Psychotherapie ordiniert. Er vertritt die Auffassung, dass die Kunst, sein Leben persönlich zu leben, nicht delegierbar sei. Mit anderen Worten: Erst einmal müsse man mit sich selbst klarkommen, ehe man sich erfolgreich dem alltäglichen (Über-)Lebenskampf stellen kann.

Die Einsicht in die eigene Existenz und die darauf aufbauende Suche nach einem (neuen?) Sinn des Lebens sind dabei wichtige Voraussetzungen. Mit dem Doppelbegriff „Existenzanalyse und Logotherapie“ wird bis heute die sogenannte „Dritte Wiener Richtung der Psychotherapie“ bezeichnet, die in den 1920er und 1930er Jahren von Viktor E. Frankl begründet und in den 80er Jahren maßgeblich von Längle weiterentwickelt wurde. Sinn und Sinnlosigkeit sind nicht nur Schlüsselbegriffe in Frankls Lebenswerk, sondern auch ein Forschungsmittelpunkt Längles. Er will den Menschen dabei helfen, dem Leben nach Corona (wieder) einen Sinn zu geben.

Sigmund Freud war noch davon überzeugt, dass ein Mensch, der nach dem Sinn und Wert des Lebens fragt, krank sei, weil allein schon die Frage die unbefriedigte Libido eingestehe. Längle hingegen sieht in der Frage kein Symptom einer Krankheit. Sie ist für ihn im Gegenteil der Beweis des Menschseins. Zum Phänomen, dass zu den Pandemie- Bewältigungsritualen auch Auswüchse wie Verschwörungstheorien und gesellschaftlicher Rechtsruck gehören, zitiert er Frankl: „Im Gegensatz zum Tier sagt dem Menschen kein Instinkt, was er muss, und im Gegensatz zum Menschen in früheren Zeiten sagt ihm keine Tradition mehr, was er soll. Und nun scheint er nicht mehr recht zu wissen, was er eigentlich will. So kommt es, dass er entweder nur will, was die anderen

tun – und da haben wir den Konformismus – oder aber er tut nur, was die anderen von ihm wollen, und da haben wir den Totalitarismus.“

NU: Das Coronavirus hält uns länger im Griff, als wir anfangs dachten. Wahrscheinlich spüren viele die Anzeichen einer depressiven Verstimmung, die mit den Gefühlen von Eingesperrtsein, Einsamkeit, Hilf- und Hoffnungslosigkeit einhergeht. Konnten Sie in den letzten Monaten einen Zuwachs an Patienten mit solchen Symptomen verzeichnen?

Alfried Längle: Verunsicherung, Enge und Ängstlichkeit haben sich besonders zu Beginn der Pandemie gehäuft. Im Winter kam es dann zu einem großen Anstieg an Depressionen. Insbesondere bei Jugendlichen, Frauen und Arbeitslosen. Ich konnte beobachten, wie sich durch diese ungewöhnliche Zeit ein ganzes Spektrum von psychopathologischen Symptomen aufgetan hat. Beginnend mit einer Verunsicherung, die sich zur Angst steigerte, als davon die Rede war, dass „bald jeder jemanden kennen wird, der an Corona gestorben ist“. Dazu kam die dunkle Jahreszeit mit der Gewissheit, dass uns die Pandemie wohl mindestens bis zum Sommer begleiten würde. Inzwischen zerrte die Einengung durch immer neue Lockdowns an den Nerven der Menschen. Sogenannte Coronapartys und geheime Treffen in Wohnungen und Hinterzimmern von Gasthäusern sind zwar unverantwortlich, aber zumindest menschlich verständlich.

Aber die geradezu hysterische Überreaktion, die Menschen zu Demonstrationen treibt, hat psychische Ursachen. So wie auch das Suchtverhalten, das in der letzten Phase der Pandemie immer mehr zugenommen hat.

Werden wir mithilfe von Impfungen und Medikamenten wieder zu so etwas wie Normalität zurückkehren können?

Zuerst einmal müssen wir herausfinden, ob und wie wir die verschiedenen Virusmutationen bekämpfen können. Corona wird bleiben, und wir werden uns darauf einstellen müssen, dass wir immer wieder Auffrischungsimpfungen brauchen. Vielleicht müssen wir auch zu bestimmten Jahreszeiten die Maske zumindest griffbereit halten. Ganz so, wie es war, wird es kaum werden.

Könnten auch der Anstieg der Gewalt gegen Frauen und die zunehmende Zahl an Femiziden mit den Lockdowns zu tun haben? Indem vielleicht Männer ihre als „unmännlich“ empfundenen Ängste mit Gewaltausbrüchen abreagieren?

Dazu gibt es Daten, wonach die familiäre Gewalt im ersten Lockdown gar nicht so signifikant gestiegen ist. Erst nach der mehrfachen Verlängerung der Lockdowns kam es zu einer besorgniserregenden Zunahme. Zum Teil hängt diese Entwicklung mit der Einschränkung des Bewegungsdrangs zusammen, weil Männer ihre positiven und negativen Energien nicht mit sportlicher Betätigung abbauen konnten. Dazu kommt, dass die männliche Depression an sich schon eine andere Symptomatologie hat als die weibliche. Die männliche Depression ist unleidlich und gereizt, und im gereizten Zustand reagiert sie schneller mit Aggression.

Die Bereitschaft, Verschwörungstheorien zu glauben, hat im Zuge der Pandemie zugenommen. Auch ein Rechtsruck in der Politik scheint damit einherzugehen. Wie sehen Sie da den Zusammenhang?

Das hat einen sehr direkten Zusammenhang. Wenn man verunsichert ist

Die geradezu hysterische Überreaktion, die Menschen zu Demonstrationen treibt, hat psychische Ursachen. So wie auch das Suchtverhalten, das in der letzten Phase der Pandemie immer mehr zugenommen hat.



Alfried Längle: Vortragsreisender
in Sachen Logotherapie:

und sich schwach fühlt, dann sorgt jede Theorie, die eine Behauptung aufstellt und keinen Widerspruch dagegen zulässt, dafür, dass man wieder festen Boden unter den Füßen spürt. Und daher glauben Menschen an Verschwörungstheorien, die ihnen vorgeben, dass sie nun genau und besser als andere wüssten, was hier gespielt wird. Und weil sie nun das Spiel der Politiker und böser Mächte durchschauen, bekommen Verschwörungsgläubige dazu noch ein Gefühl der Überlegenheit. Sie glauben, andere für blöd erklären zu können, die das Spiel nicht so durchschauen können. Die Impfverweigerung, die QAnon-Bewegung sind eine Folge davon. So wie der Irrglaube, dass Donald Trump, als er noch US-Präsident war, der Retter gegen Corona und anderes Ungemach hätte sein können. Mit Gegenargumenten kann man diesen Menschen nicht beikommen. Denn die Verschwörungstheorien wirken auf sie wie psychologische Schutzschilde. Würde man ihnen diese Schutzschilde entreißen, würden ihre psychischen Probleme überhandnehmen.

Springen die Vertreter rechter Ideologien auf einen Karren auf, mit dem sie demokratischen Regierungen in die Quere kommen können, oder sind rechte Politiker selbst Verschwörungstheoretiker?

Die rechte Ideologie steht ja für „Law and Order“. Also für feste Regelungen, die Sicherheit verschaffen und Halt geben sollen. Und darum glauben

und verbreiten rechte Ideologen und Politiker gerne Verschwörungstheorien, weil sie vorgeben, finstere Mächenschaften hinter demokratischen Strukturen zu durchschauen und eine neue Ordnung herzustellen. Die Verunsicherung und Ängste, die das Coronavirus ausgelöst hat, kommen populistischen Politikern gerade recht. Rechte Ideologien wurzeln zwar nicht so tief in der Pathologie wie die Verschwörungstheorien, aber sie spielen einander in die Hände.

Die Coronakrise scheint auch Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus zu befeuern. Warum kommt es nach islamistischen Terroranschlägen gegen Synagogen und jüdische Einrichtungen nicht zu einem Schulterchluss der Österreicher mit den österreichischen Juden?

Da müsste man zuerst einmal der Frage nachgehen, ob die Österreicher die hier lebenden Juden als „Einheimische“ ansehen oder immer noch als „Fremde“. Viktor Frankl hat sich immer dagegen gewehrt, dass Juden sich oft selbst nicht als völlig integriert ansehen. Er hat oft Bruno Kreisky als Gegenbeispiel zur „Selbst-Ghettoisierung“ genannt, mit der sich viele Juden ein- und von der restlichen Bevölkerung abgrenzen. Diese Tendenz hat Frankl aber nicht nur in Österreich festgestellt. Dass es immer noch Antisemitismus gibt, kann ich nicht verstehen. Gerade im Wissen um das, was diesen Menschen angetan worden ist, sollte da eher eine Sympathiebewegung ent-

stehen. Also genau das Gegenteil von Antisemitismus. Warum das nicht so ist, verstehe ich nicht als Mensch und schon gar nicht als Psychologe.

Viktor Frankl war seit Beginn Ehrenpräsident der Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse. Was verbindet Sie mit Ihrem Lehrer und Freund?

Frankl war für mich wirklich ein wichtiger Lehrmeister. Ich habe von ihm das genaue Denken in den Bereichen Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie gelernt – und auch viel an philosophischem und anthropologischem Hintergrund. Dafür bin ich ihm zutiefst dankbar. Wir haben über zehn Jahre hinweg viele sehr gute, interessante, auch humorvolle, witzige, lustige Gespräche geführt. Das verbindet mich nach wie vor mit ihm.

Heimkehr unerwünscht

Nur wenige jüdische Universitätsprofessoren und Lehrende, die sich vor dem Naziterror in Sicherheit hatten bringen können, kehrten nach dem Krieg in die alte Heimat zurück. Warum das Nachkriegs-österreich auf die vertriebenen Forscher verzichtete.

VON ERIC FREY

In *Rückkehr in die fremde Heimat*, dem dritten Band seiner Trilogie über die Vertreibung jüdischer Dichter und Denker aus Europa in der NS-Zeit, beschreibt Herbert Lackner eindrucksvoll und schockierend, wie wenig jüdische Künstler und Intellektuelle im Nachkriegsösterreich willkommen waren. Eine wichtige Gruppe kommt dabei ein wenig zu kurz – die jüdischen Professoren und Lehrenden an Österreichs Universitäten, die entscheidend zum hohen Ansehen der österreichischen Wissenschaft vor der NS-Annexion beigetragen hatten. Von ihnen kehrte nur eine kleine Gruppe nach 1945 aus dem Exil in ihre alte Heimat zurück, und selbst diesen blieben die Tore der österreichischen Universitäten allzu oft versperrt.

Rückkehrwillige Wissenschaftler

Zwei große Symposien beschäftigten sich im Frühjahr 2015, zum 70. Jahrestag des Kriegsendes, mit dem Schicksal dieser jüdischen Wissenschaftler. Mehr als 300 Lehrende, die 1938 aus „rassischen“ und politischen Gründen vertrieben wurden, sind dokumentiert, davon zumindest 118 Juden. Nach 1945 kursierten mehrere Listen von rückkehrwilligen Wissenschaftlern mit 175 und sogar 370 Namen, aber nur 17 kamen als Lehrende wieder nach Österreich, berichtete der Historiker Andreas Huber. Viele waren nach Verfolgung und Vertreibung

an der Heimkehr nicht interessiert, anderen war die Lage in Mitteleuropa zu unsicher. Viele von den Vertriebenen waren schon recht alt, weil auch bereits in der Ersten Republik Antisemitismus an den Hochschulen die Berufung von Juden oft verhindert hatte. Entscheidend waren auch bürokratische Hindernisse – manche von ihnen bewusst eingesetzt – und das fehlende Interesse der österreichischen Politik und Gesellschaft an einer Re-Emigration.

Katastrophale Personalpolitik

Oft waren die alten Lehrstühle an andere Wissenschaftler vergeben, die im NS-Regime Karriere gemacht hatten. So kam es, dass manche der Rückkehrer außerhalb der Universitäten ihren Platz fanden. Einer von ihnen war der jüdische Wirtschaftshistoriker Eduard März, dem die Habilitation an der Universität Wien verwehrt wurde. Er baute daraufhin ein Forschungszentrum in der Arbeiterkammer auf.

Der Ökonom Kurt Rothschild ging an das Wirtschaftsforschungsinstitut (Wifo) und wurde erst 1966 an die neugegründete Johannes-Kepler-Universität (JKU) in Linz berufen, wo eine ganze Generation von aufstrebenden, sozialdemokratisch orientierten Ökonomen bei ihm lernte, darunter etwa der spätere Nationalbankgouverneur

Ewald Nowotny. Ein Jahr später gründete Oskar Morgenstern, Mitbegründer der Spieltheorie, das Institut für Höhere Studien (IHS) – und ging nach nur einem Jahr zurück in die USA.

Für die österreichischen Universitäten und das gesamte Geistesleben war diese Personalpolitik eine Katastrophe. Katholische Wissenschaftler, die im NS-Regime gelitten hatten, waren viel eher willkommen. Die Hochschulen wurden zu einem Hort des konservativen, ja sogar reaktionären Denkens, die wissenschaftlichen Leistungen waren im internationalen Vergleich meist mager. Am schmerzhaftesten war der Einschnitt auf den medizinischen Fakultäten, wo bis 1938 besonders viele jüdische Professoren gewirkt hatten.

Bis heute ist es den Universitäten nicht gelungen, diesen Rückstand aufzuholen. Dafür schmückt sich die Republik mit den Namen von Vertriebenen, die in den USA und anderswo Karriere machten und später mit Nobelpreisen ausgezeichnet wurden, wie Eric Kandel und Martin Karplus. Die hiesigen Universitäten, selbst die große Universität Wien, verharren hingegen bis heute im internationalen Mittelmaß.

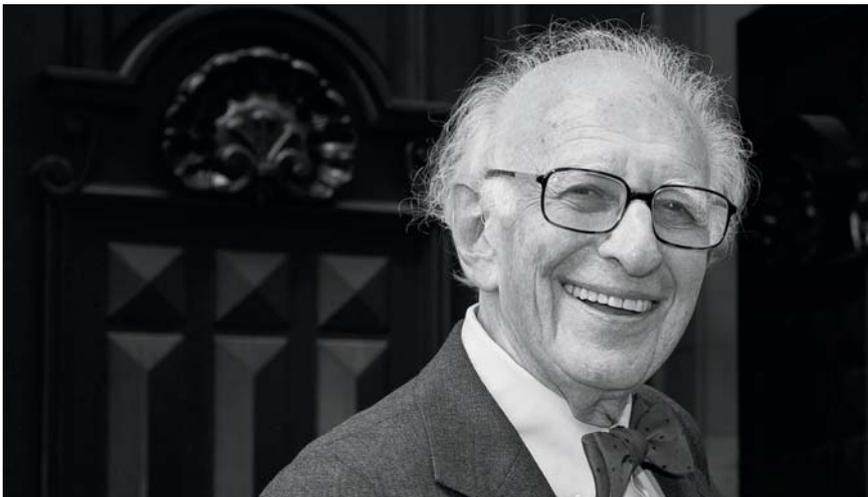


Platz genug, allein es fehlte der politische Wille: Lesesaal der Universität Wien.

© DENISE RUOHL/PH/BCA

Was ist der Mensch?

© WIKIPEDIA/SPÖ PRESSE UND KOMMUNIKATION



Eric Kandel glaubt fest an neue Einsichten über das Wesen des Menschen durch die Verschmelzung von Natur- und Geisteswissenschaft.

Eric Kandel, Neurowissenschaftler und Nobelpreisträger, beantwortet in seinem wissenschaftlichen Bestseller die Frage nach der menschlichen Natur – und erkennt die Möglichkeit eines „neuen Humanismus“. Ein Auszug.

Während meiner ganzen Berufslaufbahn habe ich mich darum bemüht, die innere Funktionsweise des Gehirns und die Motive des Verhaltens von Menschen zu verstehen. Nachdem ich als kleiner Junge kurz nach der Besetzung durch Hitler aus Wien geflohen war, faszinierte mich eines der größten Rätsel im Dasein der Menschen: Wie kann eine der am höchsten entwickelten und kultiviertesten Gesellschaften auf Erden sich so abrupt dem Bösen zuwenden? Wie treffen Einzelne ihre Entscheidungen, wenn sie vor einem moralischen Dilemma stehen? Lässt sich das gespaltene Ich durch geschickte Interaktionen mit anderen Menschen heilen? Ich wurde Psychiater, weil ich hoffte, solche schwierigen Fragen zu verstehen und entsprechend handeln zu können.

Als mir jedoch bewusst wurde, wie schwer die Probleme des menschlichen Geistes zu fassen sind, wandte ich mich Fragen zu, die mit wissenschaftlicher Forschung eindeutiger zu beantworten waren. Ich konzentrierte mich auf kleine Ansammlungen von Neuronen bei einer sehr einfachen Tierart und entdeckte dabei schließlich einige grundlegende Prozesse,

die hinter den elementaren Formen von Lernen und Gedächtnis stehen. Meine Arbeit machte mir viel Spaß und wurde auch von anderen überreichlich gewürdigt, aber mir ist klar, dass meine Befunde nur einen kleinen Schritt auf dem Weg darstellen, mit dem wir am Ende das komplexeste Gebilde im Universum verstehen wollen: den Geist des Menschen.

Es ist ein Vorhaben, das Philosophen, Dichter und Ärzte seit Anbeginn der Menschheit beschäftigt. Am Eingang des Apollotempels in Delphi war das Motto „Erkenne dich selbst“ in Stein gehauen. Seit Sokrates und Platon erstmals über das Wesen des menschlichen Geistes nachdachten, haben sich Denker in jeder Generation aufs Neue darum bemüht, die Gedanken, Gefühle, Verhaltensweisen, Erinnerungen und kreativen Kräfte zu verstehen, die uns zu dem machen, was wir sind. In früheren Zeiten beschränkten sich solche Bestrebungen auf den intellektuellen Rahmen der Philosophie, beispielhaft verkörpert im „Ich denke, also bin ich“ des französischen Gelehrten René Descartes im 17. Jahrhundert. Descartes ging von der Leitidee aus, dass unser Geist vom Körper

getrennt ist und unabhängig von ihm funktioniert.

Einer der großen Fortschritte der Neuzeit war die Erkenntnis, dass Descartes das Pferd von hinten aufgezäumt hatte: In Wirklichkeit muss es heißen „Ich bin, also denke ich“. Diese Umkehr wurde gegen Ende des 20. Jahrhunderts vollzogen, als eine philosophische Schule, die sich mit dem Geist beschäftigte (mit John Searle und Patricia Churchland als wichtigsten Vertretern), mit der Kognitionspsychologie, der Wissenschaft des Geistes, verschmolz; anschließend verschmolzen beide mit der Neurowissenschaft, das heißt der Wissenschaft vom Gehirn.

Das Ergebnis war eine neue, biologische Herangehensweise an den Geist. Es war eine ganz neue Art, den Geist zu erforschen. Sie basiert auf dem Konzept, dass unser Geist ein System von Prozessen ist, die vom Gehirn vollzogen werden, und das Gehirn ist seinerseits eine erstaunlich komplizierte Rechenmaschine, die unsere Wahrnehmung der Außenwelt konstruiert, unsere inneren Erlebnisse erzeugt und unsere Tätigkeiten steuert.

Die neue Biologie des Geistes ist der

letzte Schritt in einer intellektuellen Entwicklung, die 1859 mit Darwins Erkenntnissen über die Evolution unserer körperlichen Gestalt begann. In seinem klassischen Werk *On the Origin of Species (Über die Entstehung der Arten)* formulierte Darwin den Gedanken, dass wir keine einzigartigen Wesen sind, die von einem allmächtigen Gott erschaffen wurden, sondern biologische Lebewesen, die durch Evolution aus einfacheren Tieren – unseren Vorfahren – hervorgegangen sind und mit ihnen eine Kombination instinktiver und erlernter Verhaltensweisen gemeinsam haben.

Genauer arbeitete Darwin diesen Gedanken in seinem 1872 erschienenen Buch *The Expression of the Emotions in Man and Animals (Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren)* aus. Darin formulierte er einen noch radikaleren, tiefgreifenderen Gedanken: Unsere geistigen Prozesse sind durch Evolution mehr oder weniger auf die gleiche Weise aus Vorstufen bei unseren tierischen Vorfahren hervorgegangen wie unsere morphologischen Merkmale. Das heißt, unser Geist ist nichts Ungreifbares; man kann ihn mit biologischen Begriffen erklären.

Schon bald wurde den Gehirnforschern, darunter auch mir, eines klar: Wenn einfachere Tiere ähnliche Emotionen haben wie wir und beispiels-

weise auf die Gefahr körperlicher Schädigungen oder eine schlechtere soziale Stellung mit Furcht und Angst reagieren, sollten wir in der Lage sein, Aspekte unserer eigenen Gefühlszustände an solchen Tieren zu studieren. Im weiteren Verlauf wurde durch Forschungsarbeiten an Tiermodellen klar, dass sogar unsere kognitiven Prozesse – einschließlich primitiver Formen des Bewusstseins – durch Evolution aus Vorstufen bei unseren tierischen Vorfahren entstanden sind, wie Darwin es vorausgeahnt hatte.

Dass wir manche Aspekte unserer mentalen Vorgänge mit einfacheren Tieren gemeinsam haben, sodass wir die Funktionsweise des Geistes auf einer elementaren Ebene an solchen Tieren studieren können, ist ein Glück, denn das Gehirn des Menschen ist erstaunlich komplex. Am deutlichsten – und rätselhaftesten – zeigt sich diese Komplexität in unserem Ichbewusstsein. Das Ichbewusstsein führt uns zu der Frage, wer wir sind und warum wir existieren. Unsere unzähligen Schöpfungsmythen – Geschichten, die jede Gesellschaft über ihren Ursprung erzählt – entstanden aus dem Bedürfnis, das Universum und unseren Platz darin zu erklären. Antworten auf solche existenziellen Fragen zu suchen, ist ein wichtiger Teil dessen, was uns als Menschen ausmacht. Und die Frage, wie die komplizierten Wechsel-

beziehungen der Gehirnzellen das Bewusstsein und unsere Selbstwahrnehmung entstehen lassen, ist das letzte große Rätsel der Gehirnforschung.

Die Fortschritte in der biologischen Erforschung des Geistes eröffnen auch die Möglichkeit eines neuen Humanismus: In ihm verschmelzen die Naturwissenschaften, die sich mit der Welt der Natur befassen, und die Geisteswissenschaften, deren Gegenstand der Sinn menschlichen Erlebens ist. Dieser neue wissenschaftliche Humanismus, der seine Grundlage zu einem beträchtlichen Teil in biologischen Erkenntnissen über Unterschiede der Gehirnfunktion hat, wird unsere Sichtweise für uns selbst und füreinander grundlegend verändern. Schon heute fühlt sich jeder von uns dank seines Ichbewusstseins einzigartig, aber eines Tages werden wir auch die biologische Bestätigung unserer Einzigartigkeit haben. Das wiederum wird zu neuen Einsichten über das Wesen des Menschen führen, aber auch zu einem tieferen Verständnis und einer neuen Wertschätzung für unser gemeinsames und individuelles Menschsein.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.



Geheimnis der Kreativität

„Was ist der Mensch?“ Mit dieser existenziellen, lebensgrundsätzlichen Frage beschäftigt sich Nobelpreisträger Eric R. Kandel, einer der weltweit führenden Neurowissenschaftler und Psychiater, der als zehnjähriger Bub 1939 mit seiner Familie vor den Nazis aus Wien in die USA flüchten musste. Kandel stellt – und beantwortet – die Frage, wie es sein kann, dass aus der physischen Materie des Gehirns die menschliche Natur erwächst. Er geht dabei von den Störungen und Fehlfunktionen des Gehirns aus, um den Menschen besser zu verstehen, und zeigt auf, wie die biologische Annäherung an unseren Geist uns hilft,

die Geheimnisse von Kreativität und Bewusstsein zu enträtseln. Oder, anders gesagt: Komplexe menschliche Verhaltensweisen haben biologische Ursachen. Seine Conclusio: Gerade die Störungen, die Abweichungen und Anomalien machen auf beeindruckende Weise sichtbar, was es heißt, Mensch zu sein.

Eric Kandel

Was ist der Mensch? Störungen des Gehirns und was sie über die menschliche Natur verraten.

Aus dem Englischen von Sebastian Vogel
Pantheon, 2019
369 S., EUR 20,60,-

Nobel ausgezeichnet

Der berühmteste jüdische Nobelpreisträger ist zugleich das populärste Genie aller Zeiten. Weniger bekannt ist, dass die Ikone Albert Einstein 1952 die Präsidentschaft des jungen Staates Israel angeblich tief bewegt ablehnte. Auch unsere sechs ausgewählten Favoriten hatten zum Glück anderes vor Augen oder unter dem Mikroskop.

VON RENÉ WACHTEL



Radioimmunologische Bestimmung:
Rosalyn Yalow, Medizin (1977)

Geboren 1921 als Tochter von Simon und Clara Sussmann in New York. Schon in frühen Jahren war sie von Physik angetan und studierte an der Columbia University, wo sie auch ihren späteren Mann Aaron Yalow kennenlernte. Nach ihrem Physikstudium bekam sie eine Assistenzstelle an der Universität von Illinois – als einzige Frau unter 400 Studenten. 1945 schloss sie ihr Studium der Nuklearphysik ab, vier Jahre später begann ihre bahnbrechende Zusammenarbeit mit Solomon Aaron Berson, die mehr als 20 Jahre dauern sollte und die Meilensteine im Bereich der Medizinforschung hervorbrachte. Die beiden konzentrierten sich auf den Nachweis von Peptiden im Blut und erkannten, dass Diabetiker bei der Behandlung mit Insulinpräparaten Antikörper gegen tierische Insuline bilden. Damit konnte man Methoden zur Messung des Insulinspiegels entwickeln. Berson und Yalow ließen sich ihre Ergebnisse jedoch nie patentieren, weil sie der Meinung waren, diese sollten allen frei zugänglich sein. Nachdem Berson 1972 in jungen Jahren starb, wurde das gemeinsame Labor auf Yalows Wunsch in Solomon Berson Research Laboratory umbenannt. Als erst zweite Frau erhielt sie 1977 den Nobelpreis für Medizin für ihre Entwicklung radioimmunologischer Methoden zur Bestimmung von Peptidhormonen. Sie lebte bis zu ihrem Tod 2011 mit ihrer Familie in Riverdale bei New York.



Hohe Rechenleistung:
Walter Kohn, Chemie (1998)

Geboren 1923 in Wien. Er konnte mit einem Kindertransport nach England entkommen, seine Eltern und viele Verwandte wurden im Holocaust ermordet. Er emigrierte 1940 nach Kanada und absolvierte ein Mathematikstudium in Toronto. 1948 promovierte er in Harvard in theoretischer Physik und lehrte in der Folge an zahlreichen Universitäten. International bekannt wurde er durch die Entdeckung der nach ihm benannten Kohn-Anomalie, die er 1959 – zwei Jahre, nachdem er die US-Staatsbürgerschaft erhalten hatte – veröffentlichte. Danach begann er mit seinen Forschungsarbeiten zur Dichtefunktionaltheorie. Diese wird zur Berechnung grundlegender Eigenschaften von Molekülen und Festkörpern verwendet. Mit Hilfe dieser Theorie konnte er den Aufwand der Rechenleistung stark senken – so wurden Berechnungen von Systemen mit über zehn Elektronen erst möglich. Für diese Entdeckung wurde er 1998 mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet. In den 1990er Jahren lehrte er an der University of California, wo er auch emeritierte. Seine Beziehung zu Wien hielt er zeit seines Lebens aufrecht, so stiftete er dem Zwi-Peres-Gymnasium und dem Akademischen Gymnasium den Walter-Kohn-Preis für Arbeiten auf dem Gebiet der Menschenrechte und Naturwissenschaften. Er starb 2016 im Alter von 93 Jahren in Santa Barbara, Kalifornien.



Schockgefrorener Stickstoff:
Ada Yonath, Chemie (2009)

Geboren 1939 in Jerusalem als Tochter von polnischen Juden, die 1933 nach Palästina kamen. Sie studierte ab 1959 an der Hebräischen Universität in Jerusalem, anschließend am Weizmann-Institut, und schrieb 1968 ihre Dissertation über Röntgenkristallografie. Wegweisend war ihre Forschung im Bereich der Strukturaufklärung von Ribosomen, die sie Ende der 1970er Jahre in Angriff nahm und die bis dahin unter den meisten Forschern als aussichtslos galt. Sie benötigte 20 Jahre, um sich ein Bild von den beiden Untereinheiten des Ribosoms zu erarbeiten und entwickelte dafür völlig neue Techniken, wie etwa das Schockgefrieren in flüssigem Stickstoff. Als sich ihre Methoden als erfolgreich herausstellten, begannen sich schließlich auch andere Wissenschaftler mit dem Thema zu beschäftigen: So konnte der US-Biochemiker Thomas A. Steitz durch Yonaths Vorarbeit die sogenannte große Untereinheit eines Ribosoms erkennen. Yonath und der indische Ribosomenforscher Venkatraman Ramakrishnan beschrieben indessen fast gleichzeitig die kleine Untereinheit. In der Folge beschäftigte sich Yonath damit, wie sich verschiedene Antibiotika an die Ribosomen von Bakterien binden können – der Ausgangspunkt für die Entwicklung neuer Antibiotika. Im Jahr 2009 bekam sie gemeinsam mit Steitz und Ramakrishnan dafür den Chemie-Nobelpreis.



Ikosadrise Phase:

Dan Shechtman, Chemie (2011)

Geboren 1941 in Tel Aviv. Seine Großeltern kamen während der zweiten Alija (1904–1914) nach Palästina und besaßen eine Druckerei. In Kindheitstagen verschlang er angeblich Jules Vernes *Die geheimnisvolle Insel*, wodurch der Traumberuf Ingenieur vorgezeichnet gewesen sein soll. Er studierte am Technion in Haifa und absolvierte ebendort seinen Master of Science. Nach seiner Promotion emigrierte er mit seiner Familie in die USA und forschte für die US-Luftwaffe in Ohio. Seit 1975 ist er wieder am Technion tätig und forscht am Louis Edelstein Center und am Wolfson Centre in Haifa. Er gilt als einer der Wegbereiter für Unternehmensgründungen von Absolventen des Technion – und somit als einer der Väter des israelischen Startup-Booms. Er forschte an der US-amerikanischen Johns Hopkins University und entdeckte die ikosadrise Phase – und ebnete somit den Weg für die Forschung über Quasikristalle. Diese Entdeckung, die ihm 2011 den Nobelpreis für Chemie einbrachte, war indes lange Zeit heftig umstritten. Was Shechtman nicht davon abhielt, am Technion in Haifa weiterhin seinem Bubentraum nachzugehen.



Kosmische Expansion:

Saul Perlmutter, Physik (2011)

Geboren 1959 in Illinois als Sohn eines bekannten Professorenpaars. Vater Daniel war Chemie- und Biomolekularwissenschaftler an der University of Pennsylvania, Mutter Felice Sozialwissenschaftlerin an der Temple University. Er studierte in Harvard, danach an der University of California, Berkeley. Bis heute beschäftigt er sich intensiv mit dem Thema Supernova, wofür er 1988 das „Supernova Cosmology Project“ gründete. Ende der 1990er Jahre gelang ihm mit seinem Team der Durchbruch, als er aus der Messung der Helligkeit ferner Supernovas den Beweis für die Beschleunigung der kosmischen Expansion erbrachte. Diese Entdeckung war der Ausgangspunkt der heutigen Suche nach der Natur der „Dunklen Energie“. Im selben Jahr erhielten er und seine Kollegen vom Wissenschaftsmagazin *Science* die Auszeichnung „Durchbruch des Jahres“. Für diese Entdeckung bekam er – gemeinsam mit Adam Riess und Brian P. Schmidt – 2011 den Nobelpreis für Physik. Perlmutter erhielt daneben den Shaw Prize sowie die jährlich verliehene Albert-Einstein-Medaille – womit sich der Kreis vom bekanntesten jüdischen Nobelpreisträger zu einem seiner Nachfolger schließt.



Abhängig vom Diederwinkel:

Martin Karplus, Chemie (2013)

Geboren 1930 in Wien in eine Familie des jüdischen Großbürgertums, wuchs er mit seinem älteren Bruder in Döbling auf. Nach dem „Anschluss“ wurde sein Vater von den Nazis eingesperrt, die restliche Familie flüchtete in die USA, wohin auch der Vater schließlich emigrieren konnte. Seit seiner Einbürgerung ist er österreichischer und US-amerikanischer Staatsbürger. Nach dem Weltkrieg studierte er in Harvard Chemie und promovierte 1953 am California Institute of Technology unter dem Nobelpreisträger Linus Pauling. Nach mehreren Aufenthalten an verschiedenen Universitäten (Oxford, University of Illinois, Columbia) blieb er ab 1966 als Professor an der Harvard University. Eine starke Beziehung verbindet ihn mit Frankreich, wo er mehrere Jahre eine Gastprofessur an der Universität Paris und am College de France innehatte. Seine bekannteste Arbeit ist die Karplus-Beziehung: Hier beschreibt er die Abhängigkeit der Kopplungskonstante vom Diederwinkel – eine wegweisende Gleichung für die Bestimmung von Konformationen und von Backbones von Proteinen. Für seine Arbeiten auf dem Gebiet der physikalischen Chemie wurde ihm 2013 – gemeinsam mit seinen jüdischen Kollegen Michael Levitt und Arieh Warshel – „für die Entwicklung von Multiskalenmodellen für komplexe chemische Systeme“ der Nobelpreis für Chemie verliehen. 2015 folgte die Ehrendoktorwürde der Universität Wien.

Kein Wunder ohne das Natürliche

© CREATIVE COMMONS



Das Wunder der Natur und der Technik in scheinbarer Harmonie: Die Dreiländerbrücke über den Rhein in der Abenddämmerung.

Die einen glauben an das Wunderbare, die anderen an das Wundersame. Gedanken über den Unterschied zwischen den Wundern der Religion und jenen der Wissenschaft.

VON RABBI GEOFFREY A. MITELMAN

Wenn es um Wissenschaft und Religion geht, sind „Wunder“ eine heikle Angelegenheit. Wir sprechen oft von einer „wundersamen Genesung“ oder beschreiben die Geschwindigkeit, mit der Covid-19-Impfstoffe entwickelt wurden, als „Wunder“. Doch als Donald Trump im Februar 2020 sagte: „Eines Tages wird das Coronavirus wie durch ein Wunder einfach wieder verschwinden“, wurde er zu Recht verspottet.

In der Religion aber gehören Wunder dazu. Am Sederabend beispielsweise singen wir Juden Dayenu: „Es hätte gereicht.“ Wir betrachten dieses Lied hauptsächlich als Dank an Gott für jeden Schritt der Israeliten in die Freiheit. Doch fast jeder dieser Schritte handelt von einer wundersamen Intervention: die Erschlagung der Erstgeborenen in Ägypten mit Ausnahme der

Israeliten; die Teilung des Meeres; dass Er die Juden trockenen Fußes ziehen ließ und in der Wüste Manna regnen ließ. Wie also sollen wir Wunder betrachten? Als moderne, wissenschaftliche Menschen neigen wir dazu, nur naturwissenschaftliche Erklärungen zu akzeptieren. Die Wissenschaft aber kann Gott weder beweisen noch widerlegen, da verschiedene religiöse Traditionen – und sogar Menschen in derselben Tradition – Gott völlig unterschiedlich definieren oder erfahren. Menschen wie der Evolutionsbiologe Richard Dawkins, die Religionen und ihre Erklärungen von Gott verspotten, sprechen oft von einer sehr engen und spezifischen Definition. Sie nähern sich der Gottesfrage mit einer Reihe überprüfbarer Hypothesen. Für mich (und für viele andere religiöse Men-

Das Wundersame erlangt nur im Vergleich zum Nichtwundersamen Bedeutung. Um ein Ereignis als „übernatürlich“ zu klassifizieren, müssen wir zunächst eine Vorstellung vom „natürlichen“, gewöhnlichen Ablauf von Geschehnissen haben.

schen) hat das nichts mit dem Göttlichen zu tun, wie ich es sehe und mich ihm nähere.

Von Göttern und Forschern

Der Physiker Alan Lightman geht in einem Artikel im *Atlantic* auf die Frage der Wunder ein und kommt zum Schluss, dass es in der Menschheitsgeschichte lange keinen Unterschied zwischen „Religion“ und „Wissenschaft“ gab.

Das Wundersame erlangt nur im Vergleich zum Nichtwundersamen Bedeutung und seine Festlegung. Um ein Ereignis als „übernatürlich“ zu klassifizieren, müssen wir zunächst einen Begriff, eine Vorstellung vom „natürlichen“, gewöhnlichen Ablauf von Geschehnissen haben. Früher hatten Menschen keine solche Vorstellung, ausgenommen vielleicht für individuelle Todesfälle oder das regelmäßige Auf- und Untergehen der Sonne. Phänomene sind einfach passiert. Die Natur war seltsam, manchmal schön, weitgehend unvorhersehbar und oft beängstigend. Der Begriff des „Übernatürlichen“ ist in den Kräften zu sehen, die den Göttern und Geistern früherer Zivilisationen zugeschrieben werden.

Wissenschaftliche Wunder – wie Impfstoffe, die Mondlandung oder die Genesung von schweren Krankheiten – brauchen keine übernatürlichen Erklärungen. Religiöse Wunder hingegen scheinen sich den Naturgesetzen zu widersetzen. Jeder Versuch, die Teilung des Roten Meeres, das Geschenk der Tora, die Auferstehung Jesu zu erklären oder zu verstehen, scheint Religion und Wissenschaft In Gegensatz zueinander zu bringen.

Das Rote Meer sehen

Doch bei Wundern geht es meiner Meinung nach um ganz etwas

anderes. Das hebräische Wort „nes“ bedeutet „ein Zeichen“. Es bringt uns dazu, anders zu handeln. Rabbi Lawrence Kusher erzählt in seinem Buch *Gott war an diesem Ort und ich, ich wusste es nicht* die Geschichte von zwei Israeliten, die das Rote Meer zu Fuß durchquerten – aber das Wunder nicht bemerkten. Die jüdische Tradition besagt ja, dass die Teilung des Roten Meeres das größte Wunder war, das jemals vollbracht wurde. Es war so außergewöhnlich, dass an diesem Tag sogar ein gewöhnlicher Diener mehr Wunder erkennen konnte als Jesaja, Jeremia und Hesekiel zusammen. Und doch haben wir einen Midrasch, in dem zwei Israeliten erwähnt werden, Reuven und Shimon, die diese Erfahrung nicht gemacht haben.

Anscheinend war der Meeresboden zwar sicher zu begehen, aber nicht völlig trocken und daher ein wenig schlammig, wie ein Strand bei Ebbe. Reuven rümpfte also die Nase: „Was ist das für ein Dreck?“ Auch Shimon blickte finster: „Es gibt überall Schlamm!“ – „Das ist genau wie in den Schleimgruben Ägyptens!“, antwortete Reuven. „Was ist der Unterschied?“ beschwerte sich daraufhin Shimon. „Schlamm hier, Schlamm dort, alles das Gleiche.“ In der Tonart ging es weiter, während die beiden durch das geteilte Meer schritten. Und weil sie nie aufschauten, verstanden sie auch nicht, warum am fernen Ufer Loblieder gesungen wurden. Für Reuven und Shimon geschah das Wunder nie.

Freiheit und Befreiung

Als jemand, der gerade geimpft wurde, bin ich den Wissenschaftlern, Forschern, Ärzten, Krankenschwestern und Geldgebern, die dazu beigetragen haben, zutiefst dankbar. Die Geschwindigkeit, mit der dieser Impfstoff

entwickelt und unter die Menschen gebracht wurde, ist wirklich wunderbar – aber eben nicht übernatürlich. Wie andere wissenschaftliche Wunder ist auch das Impf-„Wunder“ das Ergebnis abertausender großer und kleiner Handgriffe und Tätigkeiten von tausenden Menschen vor und hinter den Kulissen.

Nach einem Jahr Covid können wir das Ufer auf der anderen Seite des Roten Meeres sehen. Wir sind noch nicht da, es werden noch Fallstricke und Herausforderungen vor uns liegen. Wir haben viel zu viele Menschen verloren und zu viele von uns haben sich einsam gefühlt. Aber lassen Sie sich von den Wundern von *Dayenu* leiten: dass jeder Schritt auf dem Weg zu Freiheit und Befreiung etwas ist, das Sie ehren und für das Sie dankbar sein müssen.

Übersetzung: Andrea Schurian

Rabbi Mittelman:
www.sinaiansynapses.org

איך אומרים ?....

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter
Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם
מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN - DOLMETSCHUNGEN
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.
DEUTSCH - HEBRÄISCH / HEBRÄISCH - DEUTSCH

תרגומים
'תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית - עברית / עברית - גרמנית

טל: +43 699 11788119 Mobil:

E-Mail: julius@dem.co.at דוא"ל:
www.dem.co.at

© CREATIVE COMMONS



Lise Meitner und Otto Hahn, ihr langjähriger wissenschaftlicher Partner, im Labor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, Berlin.

Kampf um die letzte Wahrheit

Die Physikerin Lise Meitner trug wesentlich zur Entdeckung der Kernspaltung bei. Den Nobelpreis dafür erhielt Otto Hahn 1946 allerdings allein. Bis zu ihrem Tod wurde die Wissenschaftlerin 48 Mal für diese Auszeichnung vergeblich vorgeschlagen.

VON TANJA TRAXLER

Als Lise Meitner 1878 in der Wiener Leopoldstadt geboren wird, sind Frauen in der Wissenschaft eine absolute Ausnahme. Groß sind die Hürden, die das hochbegabte Mädchen überwinden muss, um letztlich eine der führenden Wissenschaftlerinnen ihrer Zeit zu werden. Ihre jüdische Familie legt zwar großen Wert auf Bildung, doch für Mädchen ist der Besuch von höheren Schulen nicht vorgesehen, geschweige denn ein Studium an der Universität. Die äußeren Umstände können der innerlichen Entschlossenheit von Lise Meitner aber keinen

Abbruch tun. „Ich war seit meinem 13. Jahr von dem Wunsch besessen, mich zur Gymnasial-Matura vorzubereiten, um Mathematik und Physik zu studieren“, schreibt Meitner später in ihren Erinnerungen.

Meitners Eltern unterstützen die Ausbildung ihrer Töchter. Zwei Jahre nach ihrer älteren Schwester Gisela tritt Lise 1901 als Externistin an einem Knabengymnasium zur Matura an – es ist die damals einzige Möglichkeit für Mädchen, die Hochschulreife zu erlangen. An die schwierige Prüfung in einer fremden Umgebung durch ihr unbekannte Lehrer wird sie sich noch 60 Jahre später erinnern: „Wir waren zusammen 14 Mädchen und legten ein nicht im mindesten einfaches Examen ab (nur vier von uns bestanden es).“

Wenige Jahre nach der erstmaligen Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium in Österreich inskribiert Lise Meitner im Herbst 1901 an der Universität Wien, wo sie eine der ersten Physikstudentinnen ist. Ein prägender Lehrer für sie – fachlich wie persönlich – ist Ludwig Boltzmann. Ihr Neffe Otto Robert Frisch, der ebenfalls Physiker wird, erinnert sich an Meitners Schilderungen: „Sie hat oft über die ansteckend enthusiastischen Vorlesungen von Ludwig Boltzmann

gesprochen; wahrscheinlich war er es, der ihr die Vision der Physik als eines Kampfes für die letzte Wahrheit gegeben hat, eine Vision, die sie nie verloren hat.“

Berühmter Kreis

1905 promoviert Meitner mit einer Arbeit über Wärmeleitfähigkeit von inhomogenen Körpern. Ein Jahr nach Boltzmanns Suizid übersiedelt sie im Herbst 1907 nach Berlin, da sie sich dort als Frau bessere Chancen für eine akademische Karriere erwartet.

Innerhalb kürzester Zeit ist die äußerst schüchterne Lise Teil eines Freundes- und Bekanntenkreises der berühmtesten Wissenschaftler ihrer Zeit. Max Planck, Max von Laue oder Albert Einstein zählen ebenso dazu wie Otto Hahn, mit dem sie jahrzehntelang zusammenarbeiten wird. Das neue Forschungsfeld, dem sich der Chemiker Hahn und die Physikerin Meitner widmen, ist die Radioaktivität.

Ein wichtiger Karriereschritt erfolgt 1912: Max Planck ernennt Meitner zu seiner Assistentin und damit zur ersten Frau in dieser Stellung an einer preußischen Universität. Ein wichtiger Durchbruch gelingt Meitner und Hahn 1918: Sie entdecken die neue radioaktive Substanz Protactinium. Im selben



„Das Leben muss nicht einfach sein,
solange es nicht inhaltslos ist“:
Lise Meitner (1878–1968).

Jahr erhält Meitner im Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Dahlem eine eigene Abteilung. 1919 wird ihr als einer der ersten Frauen in Deutschland der Professorentitel verliehen.

Meitner kann ihre Stellung nach und nach verbessern. 1931 zieht sie, die ihr Leben lang alleinstehend bleibt, in eine geräumige Wohnung in der Direktorenvilla. Als die Nationalsozialisten an die Macht kommen, befindet sie sich auf dem Höhepunkt ihrer Karriere.

Schwedisches Exil

Der Antisemitismus, der nun immer radikalere Ausprägungen annimmt, erreicht bald auch Meitner. Dass sie sich bereits 1908 hat protestantisch taufen lassen und nicht als Jüdin fühlt, bedeutet den Nationalsozialisten nichts: Sie fällt unter die rassistische Definition von „Nichtariern“. Ihre österreichische Staatsbürgerschaft bewahrt sie zunächst vor einigen antisemitischen Maßnahmen. Doch mit dem „Anschluss“ Österreichs an Deutschland im März 1938 ändert sich ihre Lage fundamental: Ihr österreichischer Pass verliert seine Gültigkeit, sie wird als „reichsdeutsche Jüdin“ betrachtet.

Mit Hilfe von Freunden gelingt ihr im Juli 1938 in letzter Minute die riskante Flucht über die Niederlande und Dänemark nach Schweden, wo sie eine befristete Stelle am Nobel-Institut erhält. In Berlin setzen Hahn und Fritz Straßmann indes jenes Experiment

fort, an dem sie gemeinsam mit Meitner bis zu ihrer Flucht gearbeitet haben: der Beschuss von Uran mit Neutronen. Meitner, die das Experiment angestoßen hat und laut Straßmann auch im Exil die „geistig Führende in unserem Team“ bleibt, kann sich nur noch brieflich an den Arbeiten beteiligen.

Kurz vor Weihnachten stoßen Hahn und Straßmann auf verblüffende Resultate: Obwohl sie die Erzeugung noch schwererer Elemente als Uran erwarten, ergeben die chemischen Analysen unerwartet leichte Elemente. „Wir können unsere Ergebnisse nicht totschweigen, auch wenn sie physikalisch vielleicht absurd sind. Du siehst, Du tust ein gutes Werk, wenn Du einen Ausweg findest“, schreibt Hahn am 21. Dezember 1938 an Meitner. Sie findet ihn: Hahn und Straßmann ist, ohne ihr Wissen, der experimentelle Nachweis der Kernspaltung gelungen. Meitner und Frisch legen umgehend die erste Erklärung für das Phänomen vor, Frisch prägt den Begriff „Kernspaltung“.

Grundstein der Tragödie

Sofort stürzen sich Wissenschaftler aus aller Welt auf die Ergebnisse, doch schon im Jahr darauf verschwindet die Forschung zur Kernspaltung wieder zunehmend aus den wissenschaftlichen Veröffentlichungen: Mehrere Staaten arbeiten an der militärischen Nutzung des Prozesses, natürlich unter größter Geheimhaltung.

Mit ihrem Beitrag zur Entdeckung der Kernspaltung hat Lise Meitner an einer der großen wissenschaftlichen Entdeckungen des 20. Jahrhunderts entscheidend mitgewirkt. Den Nobelpreis dafür erhielt Otto Hahn 1946 allerdings allein. Meitner wurde bis zu ihrem Tod 48 Mal für diese Auszeichnung vorgeschlagen – vergeblich. Ihre Arbeit legte aber auch den Grundstein für eine der großen Tragödien des 20. Jahrhunderts. An der Entwicklung der Atombombe hat sich Meitner im Gegensatz zu Frisch und etlichen Freunden und Kollegen aber nicht beteiligt.

Lise Meitner starb am 27. Oktober 1968 kurz vor ihrem 90. Geburtstag in Cambridge. „Ich kam immer zu dem Schluss, dass das Leben nicht einfach sein muss, solange es nur nicht inhaltslos ist“, sagte sie bei ihrem letzten Vortrag in ihrer Geburtsstadt Wien. „Und dieser Wunsch wurde mir erfüllt.“



David Rennert,
Tanja Traxler
Lise Meitner
Pionierin des
Atomzeitalters
Residenz, 2018
224 S., EUR 24,-

Die kleine Schwester im Wienerwald

© IST AUSTRIA



Kommunikation und Austausch sind gefragt: Im Lab Building East arbeiten Neurowissenschaftler in einer architektonisch-futuristischen Umgebung.

Wie das Weizmann Institute in Rehovot zum Vorbild des IST Austria in Klosterneuburg wurde.

VON OLIVER LEHMANN

Johanna Mikl-Leitner gilt nicht als sonderlich sentimental. Wohl zu Recht. Ohne Durchsetzungskraft und Entschlossenheit wird man nicht Landeshauptfrau von Niederösterreich. Aber wenn Mikl-Leitner von ihrem Besuch des Weizmann Institute for Science in Rehovot im September 2017 erzählt, lässt sich ein Anflug von Rührung und Stolz erahnen. Haim Harari, der Langzeit-Präsident der weltweit angesehenen Forschungseinrichtung südlich von Tel Aviv, habe das Institute

of Science and Technology Austria in Klosterneuburg bei ihrem Besuch als „kleine Schwester des Weizmann Institute“ gelobt. „Das ist ein ausgesprochenes Kompliment“, so Mikl-Leitner durchaus bewegt im *Kurier*.

Man kann das als Schnurre abtun. Oder man kann sich fragen, warum eine österreichische Regionalpolitikerin kein halbes Jahr nach ihrem Wechsel vom Innenministerium in Wien in das Landhaus nach St. Pölten ausgerechnet nach Israel reist. Und was das 2009 mitten im Wienerwald etablierte IST Austria mit dem 1934 vom nachmalig ersten Präsidenten Israels, dem Chemiker Chaim Weizmann, gegründeten Institut zu tun hat.

Die Antwort lässt sich analytisch oder anekdotisch geben. Analytisch betrachtet geht die Gründung des IST

Austria auf das Jahr 2002 zurück, als der heutige Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Anton Zeilinger, eine „Flaggschifforganisation“ für Spitzenforschung in Österreich forderte, und zwar als Teil einer europäischen Antwort im Wettbewerb mit den USA und Asien. Nach einigen Querelen den Heimathafen betreffend, wurde Klosterneuburg als Ankerplatz gewählt und das IST Austria per Bundesgesetz im März 2006 gegründet.

Motiviert von Wissbegierde

Die inhaltliche Orientierung der neuen Einrichtung wurde maßgeblich von einer dreiköpfigen Expertenkommission und deren Bericht geprägt: Olaf Kübler war langjähriger Präsident der ETH Zürich, der wohl

erfolgreichsten Universität auf dem europäischen Festland; Hubert Markl leitete die Max-Planck-Gesellschaft; und Haim Harari – der Vorsitzende der Kommission – war von 1988 bis 2001 Präsident des Weizmann Institute. Die Gültig- und Wirksamkeit des inzwischen 15 Jahre alten Bauplans für das IST Austria ist verblüffend: „Der Weg von der Forschung – einzig motiviert von Wissbegierde – zu praktischen Erfindungen, die die Welt verändern, ist oft unvorhersehbar. Aber all diese Ergebnisse resultieren aus der Arbeit herausragender Individuen, die Forschungsteams leiten und dazu ermutigt werden, ihre eigenen wissenschaftlichen Ziele zu verfolgen.“

Harari, bis 2020 Präsident des Exekutivkomitees des Kuratoriums von IST Austria, fasst das Credo pointiert zusammen: „People over fields, quality over speed“, also etwa „Exzellente Forscher und Forscherinnen statt fixer Lehrstühle, Qualität vor Geschwindigkeit“. Für Politiker und Politikerinnen, die alle vier Jahre gewählt werden wollen, und Industriemanager und -managerinnen, die alljährlich Bilanz zu legen haben, eine ziemliche Herausforderung. Aber gerade das Weizmann Institute als Institut der Grundlagenforschung in den Naturwissenschaften beweist, wie sich Erfolge anhand von Exzellenz, Unabhängigkeit, Multidisziplinarität, Karriereförderung und Internationalität erzielen lassen.

So wurde in Rehovot bereits 1955 mit dem WEIZAC der erste Großrechner Israels gebaut, auch die die ersten Labore für Kernforschung und Teilchenbeschleunigung wurden hier eingerichtet. Die bahnbrechenden Entdeckungen in der Biologie halfen nicht nur Präparate zur Behandlung von Darmkrebs und Multipler Sklerose zu entwickeln; deren beispielhafte ökonomische Verwertung in Form von Patenten und Lizenzen durch eine eigens gegründete Firma erwirtschaftet bis zu 100 Mio. Dollar pro Jahr und trägt maßgeblich zur Finanzierung des Forschungsbetriebs bei.

Zur Konzertreife

Die anekdotische Fassung dreht sich um das Verhältnis zwischen Haim Harari und Erwin Pröll, dem Vorgänger Mikl-Leitners bis 2017. Auf den ersten Blick haben der Sohn einer Bauern-

familie aus Radlbrunn im Weinviertel und der Spross aus zionistischem Adel mit einer mindesten fünf Generationen zurückreichenden Familiengeschichte im historischen Palästina wenig gemeinsam. Und doch lässt sich bei Begegnungen der beiden erkennen, dass ihr Respekt füreinander aus der Anerkennung für das jeweilige Lebenswerk und einem vergleichbar aufgeschlossenen Verhältnis zur Macht schöpft: „Abgeklärter Absolutismus“, hat Michael Fleischhacker diese Haltung einmal genannt. Damit lässt sich die Gelassenheit – manchmal auch als Unverfrorenheit wahrgenommen – erklären, mit der Harari gegenüber Pröll in der Frühphase 2007 das eben gegründete Institut mit einem Baby verglich. Da frage man auch nicht, „wann es Klavier spielen wird“. Es brauche eben Zeit und Geduld – vor allem letztere eine Sekundärtugend, für die Erwin Pröll nie verschrien war.

Inzwischen hat das IST Austria die Konzertreife erlangt. Aktuell erkunden 65 Forschungsgruppen die Grundlagen der Physik, Chemie, Biologie, Mathematik und Computerwissenschaften, bis 2036 werden es 150 Gruppen sein. 2019 platzierte die führende Wissenschaftspublikation *Nature* das IST Austria in den Top 3 ihrer Wertung der weltweit erfolgreichsten Forschungseinrichtungen in Relation zur Größe; übrigens einen Platz hinter der großen Schwester aus Rehovot.

Wie das Weizmann Institute finanziert das IST Austria sein Wachstum zu einem erheblichen Anteil selbst, etwa

durch Förderungspreise, die im internationalen Wettbewerb errungen werden: Zwei Drittel der Professoren und Professorinnen konnten sich bislang die renommierten ERC-Grants sichern, die höchstdotierten Forschungsförderungspreise der EU. Das IST Austria ist damit das erfolgreichste Institut, das an dem Leuchtturmprogramm der EU teilnimmt. Weitere Finanzierungsquellen sind Einnahmen aus dem Technologietransfer, wie in dem unlängst aktivierten Technologiepark gleich neben dem Campus praktiziert, und die Einwerbung philanthropisch motivierter Spenden. Auch hier setzt das IST Austria Standards, die sich am Weizmann Institute orientieren.

Aus Fehlern lernen

Die Erkenntnisgewinne färben auf die Umgebung ab. Österreich orientiert sich an der vorbildlichen Finanzierung der Grundlagenforschung in Israel. 2019 wurden in Österreich 12,69 Mrd. Euro für Forschung und experimentelle Entwicklung (F&E) ausgegeben, was 3,2 Prozent des BIP entspricht. Luft nach oben gibt es aber noch. Israel liegt mit 4,9 Prozent des BIP für F&E-Ausgaben in der Weltspitze.

Hört man Johanna Mikl-Leitner zu, ist Geld aber nicht alles: „Ich habe Israel als ein führendes Land im Bereich der Innovation und Forschung erlebt. Das Besondere hier ist die Kultur, Fehler machen zu dürfen und sie nicht als Niederlage zu verstehen. Daraus sollten wir lernen.“ Ganz unsentimental.



Am Campus erinnert das von Dorothee Golz entworfene Memorial Gugging an die Gräueltaten der Nationalsozialisten in Österreich.

Burger aus dem Labor



Wird nicht nur genauso hübsch angerichtet wie echtes Fleisch, sondern sieht diesem auch zum Verwechseln ähnlich – und schmeckt auch so.

Dafür muss kein Tier sterben: Israel, das Eldorado für Start-ups, spielt auch bei der Entwicklung von Food-Tech in der ersten Liga mit.

VON HEDI SCHNEID

Was macht ein Land, das zu wenig Fläche für eine extensive Landwirtschaft, so gut wie keine natürlichen Ressourcen und einen kleinen Binnenmarkt hat? Es steckt sein Geld nicht in die klassischen „Old Economy“-Pfeiler anderer großer Industrienationen wie die Stahl-, Chemie- oder Automobilindustrie, sondern investiert in Hirnschmalz. Israel ist das Musterbeispiel für diese Strategie und hat damit – trotz der schwierigen politischen Situation und den Spannungen mit den Nachbarländern – ein solides Wirtschaftswachstum und einen hohen Lebensstandard erzielt.

Wenn man so will, hat Israel die globale Wirtschaftsentwicklung des 20. Jahrhunderts übersprungen und sich mit dem Fokus auf Hochtechnologie zu einem der innovationskräftigsten Länder weltweit entwickelt. Hightech stellt inzwischen gut ein Viertel der Industrieproduktion und ist für 80 Prozent der Exporte verantwortlich.

Die Zahlen sind rekordverdächtig: Mit einem Anteil der Ausgaben für Forschung und Entwicklung von knapp fünf Prozent des BIP belegt Israel den ersten Platz unter den OECD-Staaten.

Mit 140 pro 10.000 Mitarbeitern hält das Land sogar weltweit den Spitzenplatz, was die Zahl an Wissenschaftlern und Technikern pro Kopf betrifft. Die hohen Ausgaben für Forschung und Entwicklung schlagen sich auch in der rasant steigenden Zahl an Patenten nieder.

Die wissenschaftsbasierte Wirtschaft hat, gepaart mit dem Pioniergeist, der die Staatsgründung überhaupt erst ermöglichte, Israel noch auf einem anderen Sektor in die Champions League aufsteigen lassen: Das Land ist ein Eldorado für Gründer. Mit rund 7000 Start-ups, die sich rund um Tel Aviv, Jerusalem, Haifa und Be'er Sheva angesiedelt haben, weist Israel mit nur rund neun Millionen Einwohnern die höchste Start-up-Dichte weltweit auf. „Silicon Wadi“, wie das „Silicon Valley“ des Nahen Ostens genannt wird, kann mit dem US-Vorbild locker mithalten.

Die Gründer kommen oft aus dem Militär, wo sie Eigenschaften wie Ausdauer, Stresstoleranz, Risikobereitschaft und Entscheidungsfreude kultiviert haben, die sie in einem Start-up gut brauchen können. Anschubfinan-

zierungen erhalten sie sowohl von privaten Finanziers als auch vom Staat. Dazu kommen die niedrigen Unternehmenssteuern, die ausländische Konzerne als Partner der Mini-Firmen anlocken.

Züchtung aus Zellen

Hightech – das ist nicht mehr hauptsächlich Elektronik, IT und Software. Längst haben die hellen Köpfe das weite Feld der Biotechnologie erobert. Wer dabei aufgrund der Covid-Pandemie in erster Linie an Medikamente und Impfstoffe denkt, greift zu kurz. In Zukunft – und die ist gar nicht so weit weg – geht es weltweit nicht nur darum, Menschen zu schützen und zu heilen, sondern unter anderem auch darum, sie umweltschonend zu ernähren. Weil aber nicht alle Menschen Vegetarier oder Veganer werden wollen, soll ihr Burger aus dem Labor kommen.

Food-Tech, Cultured Meat oder, etwas prosaischer auf Deutsch, Laborfleisch: Für Israels lebendige Hightech-Szene war der Einstieg in dieses Gebiet ein logischer Schritt. Mit Hilfe der Israel Innovation Authority (IIA) und privaten Risikokapitalgesellschaften wie Jerusalem Venture Partners (JVP) haben die Start-ups in den letzten Jahren viele Millionen eingesammelt, was ihnen hilft, die Innovation voranzutreiben. Die Zahl der Firmen, die sich mit der Züchtung von Fleisch aus tierischen Zellen befassen, nimmt laufend zu.

Aleph Farms ist eine der bekanntesten und gilt als Pionier. Sie wurde 2017 in Kooperation mit dem Food-Tech-Inkubator „The Kitchen“ des Lebensmittelkonzerns Strauss Group und des Israel Institute of Technology (Technion) gegründet. Eine andere Firma ist Future Meat Technologies, zu deren Finanziers der deutsche Molkereiproduzent Müller zählt. Eine weitere heißt SuperMeat, sie ist auf die

Entwicklung von Hühnerfleisch aus dem Reagenzglas spezialisiert.

JVP-Gründer und Vorsitzender Erel Margelit, einer der Architekten der Start-up-Szene, der schon die Cyberindustrie großmachte, glaubt, dass Israel auch bei Food-Tech ein globaler Player werden kann. Laut Margelit könnte Food-Tech der neue Wachstumsmotor für die israelische Wirtschaft werden. Er liegt offenbar richtig: Laut einer Studie, die von SVG Ventures-Thrive, einer weltweit führenden Plattform für Agrar- und Lebensmittelunternehmen, in *Forbes* veröffentlicht wurde, befanden sich 2020 zehn israelische Unternehmen unter den 50 weltweit führenden in den Bereichen Food- und Agro-Tech.

Preis als Problem

Wie entsteht Fleisch im Labor? Mittels Biopsie werden aus dem Muskelgewebe eines echten Rindes – oder Huhns – Stammzellen entnommen, sogenannte Myoblasten, die sich in einer Nährlösung teilen und vermehren. Das Tier bleibt am Leben. Im Bioreaktor bilden sich dünnlagige Hautschichten, die, übereinandergelegt, als „Faschiertes“ für Hamburger, Fleischbällchen und ähnliches verwendet werden können.

Viel komplizierter ist die Herstellung von festem Muskelgewebe, wie es für ein Steak notwendig ist. Dafür müssen die Muskelzellen in ein Polymer-Gerüst eingebettet werden, das aber nicht essbar ist. Aleph Farms stellte im November 2020 den Prototyp eines Steaks vor. Von dem nur wenige Millimeter kleinen Winzling wäre man nicht satt geworden – zudem hätte das gute Stück, wenn es zu kaufen gewesen wäre, einige tausend Dollar gekostet.

Der Preis ist nicht das einzige Problem, das es zu bewältigen gilt, damit Fleisch aus der Retorte massentauglich wird. Der erste Hamburger, 2013

von der niederländischen Mosa Meat vorgestellt, hat übrigens 250.000 Dollar gekostet – gemessen an den Entwicklungskosten. Was nicht nur Tiereschützer vom Verzehr abhalten dürfte, ist der Umstand, dass die Nährlösung bisher aus dem Blut von Kälberföten gewonnen wurde. Deshalb wird intensiv daran gearbeitet, das Serum aus Pflanzen oder Algen zu gewinnen. Andere notwendige Nährstoffe wie Vitamine und Proteine kommen bereits aus gentechnisch behandelten Mikroorganismen. Eine weitere Hürde: Dem Bioreaktor muss sehr viel Energie zugeführt werden. Kommt die nicht aus erneuerbaren Quellen, bekommt das Umweltschutz-Argument Risse.

Der Klimaschutz ist freilich eines der schlagkräftigsten Argumente für das Laborfleisch: Von 1961 bis 2011 hat sich der Fleischverbrauch weltweit fast vervierfacht, von 2020 bis 2050 soll er sich verdoppeln. Nahezu 30 Prozent der Landfläche der Erde werden laut UNO für Nutztierhaltung und Futtermittelanbau verwendet, Wälder müssen Weideflächen weichen. Massentierhaltung widerspricht nicht nur jeglichem Tierschutz, sie fördert die Ausbreitung von Seuchen und trägt zum CO₂-Desaster bei. Pro Kilogramm Rindfleisch werden 13,3 Kilogramm CO₂ freigesetzt. Die Klimabilanz von Laborfleisch ist günstiger, außerdem muss kein Tier – das oft mit Antibiotika vollgepumpt ist – sterben.

Der Weg zum schmackhaften Steak aus dem Labor ist noch weit. Der Berater A. T. Kearney schätzt jedoch, dass in 20 Jahren nur noch 40 Prozent des weltweit verzehrten Fleisches von Tieren kommen wird. Gerade für Israel ist noch etwas wichtig: Einige Rabbiner haben bereits erklärt, Laborfleisch als koscher einzustufen bzw. argumentieren, dass das im Bioreaktor gewonnene Produkt gar nicht als „fleischig“, sondern als „parwe“ (neutral) anzusehen ist.

Der Klimaschutz ist freilich eines der schlagkräftigsten Argumente für das Laborfleisch: Von 1961 bis 2011 hat sich der Fleischverbrauch weltweit fast vervierfacht, von 2020 bis 2050 soll er sich verdoppeln.

Pionierin fern der Heimat

© DIRECCION DE BIBLIOTECAS, ARCHIVOS Y MUEJOS/CREATIVE COMMONS



Grete Mostny (1914–1991), Direktorin des Museo Nacional de Historia Natural de Chile von 1964 bis 1982.

Wie die gebürtige Linzerin Grete Mostny, aus rassistischen Gründen 1938 vertrieben, in Chile zur Doyenne der Archäologie und der Museologie wurde.

VON LINDA ERKER

Im März 2020 demonstrierten in Chile Hunderttausende gegen die politischen Missstände im Land. Die spanische Zeitung *El País* veröffentlichte eine Bilderserie aus Santiago de Chile und schrieb: „Die Aktivistinnen haben die Namen der Denkmäler durch die von Frauen ersetzt, die den feministischen Kampf in Chile inspiriert haben, wie die in Österreich geborene Wissenschaftlerin Grete Mostny.“ Wer war diese Frau? Wie wurde sie zur gefeierten chilenischen Forscherin? 1914

in eine wohlhabende jüdische Unternehmerfamilie in Linz geboren, ging Grete Mostny 1933 nach Wien, um an der Universität Wien Archäologie zu studieren. Sie sog auf, was das Fach zu bieten hatte: eine interdisziplinäre Verschränkung aus Afrikanistik, Anthropologie, Ethnologie, Orientalistik und Urgeschichte. Diese Interdisziplinarität prägte Mostnys Forschungen ein Leben lang. Ihr Berufswunsch war, Wissenschaftlerin zu werden; zugleich war klar, dass sie es als Frau im androzentrischen Unibetrieb Österreichs schwer haben würde: Bis dahin war noch keine Frau zur ordentlichen Professorin ernannt worden.

Von Wien nach Valparaíso

Nachdem Mostny im Wintersemester 1937/38 ihre Dissertation zur Kleidung der ägyptischen Frau eingereicht hatte, nahm sie mit einer Arbeitsgruppe der Universität Mailand

an einer Exkursion ins ägyptische Tal der Könige teil. Als sie am 9. März 1938 nach Wien zurückkehrte, blieben ihr noch sechs Tage bis zu ihrem Abschlussexamen. Doch der „Anschluss“ kam ihr dazwischen. Die Universität Wien wurde nach dem 12. März gesperrt, und Mostny hatte keine Chance mehr, ihren Abschluss wie geplant zu machen. Zudem war sie von einem Tag auf den anderen durch die nationalsozialistischen „Rassengesetze“ als „Jüdin“ fremddefiniert. Ihre Mutter war jüdisch – und somit auch Grete Mostny, obwohl sie 1916 in Linz katholisch getauft worden war.

Mostny reagierte schnell, kehrte nach Mailand zurück, um dann aber 1939 an der Freien Universität Brüssel ihr Promotionsexamen auf Französisch abzulegen. Mit dem Dokortitel in der Tasche ließ sie Europa hinter sich und flüchte gemeinsam mit ihrer Mutter nach Chile, wo ihr Bruder schon auf sie wartete. Schon bei ihrer Überfahrt lernte Mostny einen Engländer kennen, der sie an den Direktor des Museo Nacional de Historia Natural, Richard Edward Latcham, empfahl und damit den ersten wichtigen Kontakt vermittelte: Latcham stellte Mostny prompt an, und ihre Karriere nahm rasant an Fahrt auf. Bereits 1943 wurde sie Leiterin der anthropologischen Abteilung. Ausschlaggebend dafür waren ihre Ausbildung in Europa und ihr großes Engagement am Museum, wie es in den Unterlagen heißt. Dazu kam, dass sich Chiles Wissenschaft in einer Modernisierungsphase und Aufbruchsstimmung befand. Mostnys Expertise wurde erkannt und gefördert, was nicht selbstverständlich war. Dass sie als Jüdin vor dem NS-Regime hatte flüchten müssen, spielte in Chile kaum eine Rolle.

1954 hatte Mostny dann ihren internationalen Durchbruch. Auf einem rund 5400 Meter hohen Gipfel der Cordilleren nahe Santiago de Chile wurde die Mumie eines achtjährigen Kindes gefunden worden, genannt „El Niño del Cerro El Plomo“. Das Kind war um das Jahr 1550 lebendig geopfert worden. Mostny sicherte den Fund und stellte

ein interdisziplinäres Team zu seiner Erforschung zusammen. Die Studie erhielt internationale Aufmerksamkeit, handelte es sich doch um die erste gefriergetrocknete Inkamumie, die bis dahin wissenschaftlich untersucht worden war.

Managerin und Multiplikatorin

Nachdem Mostny knapp 20 Jahre die anthropologische Abteilung geleitet hatte und zur Professorin an der Universidad de Chile ernannt worden war, stieg sie 1964 zur Direktorin auf und trug wesentlich dazu bei, die Museumswissenschaften in Chile zu etablieren. Als Direktorin begründete sie an „ihrem“ Museum als Pionierin die Vermittlungsagenden, indem sie auch einen Wissenschaftskoffer entwickelte, der quer durch Chile die eigene Urgeschichte vermittelte. An ihre bahnbrechenden Leistungen erinnert ein Lehrstuhl, und ein chilenischer Museumspreis der ICOM (International Council of Museums) trägt ihren Namen. Sie vertrat Chile in unzähligen internationalen museologischen

Gremien und wurde 1982, im Jahr ihrer Pensionierung als Museumsdirektorin, mit einem der höchsten nationalen Orden Chiles, dem „Mérito Docente y Cultural Gabriela Mistral“ ausgezeichnet. War Mostny auch unter Pinochet keine laute Mahnerin, so können ihre Forschungen zur Geschichte marginalisierter Gruppen und die Vermittlung der indigen Geschichte Chiles durchaus als politisch richtungsweisend bezeichnet werden.

Retrospektiv erklärte Mostny ihre Karriere so: „Die Universität Wien hat mich geformt, die Universität Brüssel perfektioniert, und die Universität Santiago de Chile hat mich aufgenommen, um an neue Generationen weiterzugeben, was ich von den vorherigen gelernt habe.“ Ihre Bildung war fraglos der Schlüssel, um in Chile Erfolg zu haben. Und vermutlich bot ihre Zwangsmigration eine Karrierechance, die sie in Wien als Frau und Jüdin nie erhalten hätte.

Als Grete Mostny 1991 in Santiago starb, hielt der chilenische Senat in ihrem Gedenken eine Schweigemi-

nute ab, und bis heute ist in Chile die Erinnerung an sie lebendig: In Wissenschaftskreisen gilt sie als die Doyenne ihrer Zeit im Fach Ur- und Frühgeschichte und als wegweisende Expertin in den Museumswissenschaften. Auch die Zivilgesellschaft hat Mostny nicht vergessen, das zeigt sich sowohl auf Twitter und Instagram wie auch im öffentlichen Raum. „Ihr“ ehemaliges Museum ist dabei weiterhin eine wichtige Kommunikationsschnittstelle. Und bei den Protesten im März 2020 wurde der „Parque Quinta Normal“ zum „Grete Mostny Park“, um an die Langzeitdirektorin des Museo Nacional de Historia Natural zu erinnern.

Auch in Wien erfuhr sie in den letzten Jahren, mit etwas Verspätung, vermehrt Würdigungen: Seit 2013 verleiht die Universität Wien den „Grete-Mostny-Dissertationspreis“, und Mostny war unter den ersten sieben Wissenschaftlerinnen, die 2016 im Arkadenhof der Universität Wien eine Büste erhielten – neben anderen jüdischen Forscherinnen wie Lise Meitner, Charlotte Bühler oder Marie Jahoda.

**Jedermanns
Judenmanns**

SALZBURGER
FESTSPIELE

14. Juli bis 21. November 2021
Dorotheergasse 11, Wien 1
So–Fr 10–18 Uhr
www.jmw.at

**Jüdisches
Museum
Wien**
Dorotheergasse

mehr wien zum leben.
wienholding
Ein Unternehmen der Stadt Wien

Stadt Wien
Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Geniale Schulabbrecherin



Eine selbstbestimmte Frau auch im Labor: Die Schauspielerin und Wissenschaftlerin Hedy Lamarr in der Dokumentation „Bombshell: The Hedy Lamarr Story“ von Alexandra Dean.

Mit ihrer Erfindung einer Funkfernsteuerung für Torpedos legte Hollywoodschauspielerin Hedy Lamarr den Grundstein für drahtlose Kommunikation. Lochkarten für ein Pianola spielten dabei eine Hauptrolle.

VON KATHARINA STOURZH

Hedy Lamarr war ein Hollywoodstar, galt als „schönste Frau der Welt“ und lieferte den berühmten skandalumwitterten Auftritt in *Ekstase*. So weit, so bekannt. Doch der Leistung Lamarrs würde man mit dieser bekannten Aufzählung nicht gerecht, denn auch ihr Erfindergeist war atemberaubend: Das Frequenzsprungverfahren, das sie gemeinsam mit dem Avantgarde-Komponisten George Antheil erfand, ging in die Geschichte ein. „Hedys ‚Face Value‘ erschien kurioserweise weit weniger wichtig als ihr Geist“, drückte es ihr Sohn Antony Loder später aus. „Das ‚Secret Communication System‘ wiegt im Nachhinein mehr als ihre Hollywoodkarriere.“

Zu Lebzeiten belächelt – sie solle als Hollywoodschauspielerin doch lieber Kriegsanleihen verkaufen gehen –, mit Skepsis beobachtet und erst spät geehrt, wurde Lamarr erst spät als Wissenschaftlerin gewürdigt. Erst seit einiger Zeit etabliert sich ihr Ruf abseits des Kinos als Erfinderin. Drei Jahre vor ihrem Tod wurde der damals 82-Jährigen im Jahr 1997 in den USA

der Pionier Award der amerikanischen Electronic Frontier Foundation (EFF) verliehen – der späten Anerkennung sollte schließlich 2014 die posthume Aufnahme in die National Inventors Hall of Fame folgen.

Flugzeugflügel und Brausewürfel

„The brains of people are more interesting than the looks.“ Lamarrs Bonmot könnte als einer ihrer Leitsätze gelten, stand jedoch in großem Widerspruch zu ihrer Hollywoodkarriere. Denn auch Lamarr erfüllte zunächst das Klischee des sich unterwerfenden, bildhübschen Stars. Doch letztlich wollte sie sich dem Druck nicht beugen und wurde selbst als Produzentin tätig. Mit einem unkonventionellen Zugang zum Leben erwies sie sich, wie ihre Tochter feststellte, „als Feministin, auch wenn sie nie so genannt wurde, ihrer Zeit weit voraus“.

1914 in eine großbürgerliche jüdische Familie geboren, widmete sich die Schulabbrecherin Hedwig Kiesler zunächst dem Theater und wurde von Max Reinhardt in Berlin unter

die Fittiche genommen. Durch ihre Bekanntschaft zum legendären Filmproduzenten Louis B. Mayer, dem Mitbegründer von MGM, gelang ihr nicht nur die Flucht aus Wien und aus ihrer unglücklichen Ehe mit dem Munitions- und Waffenproduzenten Fritz Mandl, sondern auch der Sprung ins US-Filmgeschäft, wo sie fortan unter ihrem Künstlernamen Hedy Lamarr das Publikum eroberte. Dass sie bereits 1937 aus privaten Gründen nach Amerika ging, wurde für sie zum Glücksfall: Damit war sie rechtzeitig vor den Nazis in Sicherheit.

Lamarr hatte zwar keinerlei technische Ausbildung absolviert, arbeitet aber mit Interesse und Talent für Technik an mehreren Erfindungen. Denn das Leben als Hollywoodstar füllte sie nicht aus: „Maybe I came from a different planet, who knows; but whatever it is, inventions were easy for me to do“, bemerkte sie später. Einige ihrer Erfindungen verfolgte sie nicht weiter, einige misslangen. So kreierte sie für den Luftfahrtunternehmer Howard Hughes einen aerodynamischen Flugzeugflügel, er wiederum unterstützte sie bei der Erfindung des Brausewürfels „Cola Cubes“, letztlich ein Fehlschlag. Daneben beschäftigte sich Lamarr mit einer Ein- und Ausstiegshilfe für die Badewanne für bewegungseingeschränkte Menschen. Eine erste Zusammenarbeit zwischen Lamarr und Antheil wiederum betraf eine Flugabwehrgranate, die beim Erreichen der Flughöhe des feindlichen Flugzeugs automatisch explodieren sollte.

Ballet Mécanique als Torpedo

Das ausgeklügelte System des Frequenzsprungverfahrens, mit dem sichergestellt werden sollte, dass Torpedos störungsfrei zu ihrem Ziel gesteuert werden können, kombinierte schließlich die Welten von Lamarr

und Antheil: eine Verbindung von mechanischem und musikalischem Wissen. In beiden steckten Neugier, Erfindergeist und der unbedingte Wille, gegen die Nazis tätig zu werden. Lamarr wollte ihre Mutter nach Amerika holen, fürchtete aber, dass sie bei der Überfahrt Opfer eines Torpedeoanfalls der Deutschen werden könnte. Antheils Bruder wiederum war durch einen Flugzeugabschuss ums Leben gekommen. Die kongeniale Partnerschaft der beiden unkonventionellen Charaktere und Talente führte denn auch zur – zunächst unterschätzten bzw. nicht anerkannten – Errungenschaft eines sicheren drahtlosen Kommunikationssystems.

U.S. Patent 2292387

Als Basis für ihre Idee diente Lamarr eine Komposition Antheils: das 1926 in Paris skandalträchtig, aber erfolgreich uraufgeführte *Ballet Mécanique* mit seiner Kombination von außergewöhnlicher Technik und Instrumenten, vom Pianola über Propeller bis zu Sirenen. Die von Antheil ursprünglich geplante Synchronisierung von sechzehn Pianolas, welche die Noten über Lochkarten abspielen sollten, funktionierte zwar nicht, doch genau diese Erfahrung brachte ihn und Lamarr ein Stück weiter. Denn durch die Synchronisierung zweier Lochkarten kamen sie zu der Lösung, wie Sender und Empfänger im Torpedo im gleichen Moment die Frequenz wechseln könnten, „sodass ein Feind ohne Kenntnis der Datensätze nicht in der Lage wäre, festzustellen, mit welcher Frequenz ein Steuerimpuls gesendet wird. Darüber hinaus erwägen wir, Datensätze des seit vielen Jahren in mechanischen Klavieren verwendeten Typs zu verwenden, der aus langen Papierrollen mit Perforationen besteht, die in einer Vielzahl von Längsreihen entlang der Lochkarten unterschied-

lich positioniert sind.“ Am 10. Juni 1941 reichte Lamarr unter ihrem bürgerlichen Namen Hedwig Kiesler Markey mit George Antheil die Unterlagen für das Patent für das „Geheime Kommunikationssystem“ ein. Ein gutes Jahr später, am 11. August 1942, erhielten sie das U.S. Patent 2292387. Es galt bis 1959, übrigens das Todesjahr Antheils, der den späteren Erfolg nicht mehr erleben konnte. Warum der Einsatz von der U.S. Marine abgelehnt wurde, dazu kursieren mehrere Vermutungen. Einerseits sei es „exzellent ausgearbeitet, aber zu schwierig“, andererseits schien man der Sache nicht zu trauen. Als Eigentum einer feindlichen Ausländerin wurde es noch im selben Jahr beschlagnahmt und unter Verschluss gehalten. Das Potenzial dieser Erfindung war nicht erkannt worden. Erst 1962 wurde es in der Kubakrise erstmals angewendet und in den 1980er Jahren für die zivile Nutzung freigegeben. Das Frequenzsprungverfahren wurde zur Basis für die Entwicklung mobiler Kommunikation, von der Mobiltelefonie bis WLAN, Bluetooth oder GPS.

Hedy Lamarr hatte immer wieder von der Rückkehr in ihr „geliebtes Wien“ gesprochen. Auf ihren Wunsch hin wurde ein Teil ihrer Asche „Am Himmel“ im Wienerwald verteilt, 2014 schließlich erhielt sie ein Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof. Der Ankauf des Nachlasses ist von außerordentlicher, fast symbolischer Bedeutung, eine bemerkenswerte Form der Rückkehr ihres Erfindergeistes in ihre Geburtsstadt. Mit der Sicherung dieses kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Schatzes ist dem Jüdischen Museum Wien tatsächlich ein Coup gelungen. Denn damit ist es möglich geworden, Hedy Lamarr in ihrer ganzen Vielfalt zu würdigen – und ihren Pioniergeist weiterzutragen.

Als Basis für ihre Idee diente Lamarr eine Komposition Antheils: das 1926 in Paris skandalträchtig, aber erfolgreich uraufgeführte Ballet Mécanique mit seiner Kombination von außergewöhnlicher Technik und Instrumenten, vom Pianola über Propeller bis zu Sirenen.

„Covid ist ein guter Lehrmeister“

Markus Müller, Rektor der Meduni Wien, ist im Corona-Beraterteam des Bundeskanzlers. An Wunder glaubt der Mediziner nicht, obwohl er den Menschen für ein solches hält.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND
OURIEL MORGENSZTERN (FOTOS)

Bereits auf dem Weg zum Rektorat der Medizinischen Universität Wien durch das Universitätsgelände begegnet man der österreichisch-jüdischen Geschichte. Hier befinden sich die legendäre Sigmund-Freud-Statue des jüdischen Bildhauers Oscar Nemon sowie die Namensmauer und das Mahnmal zum Gedenken an die von den Nationalsozialisten vertriebenen und ermordeten Wiener jüdischen Mediziner, gestaltet von der in Wien lebenden, israelischen Künstlerin Dvora Barzilai.

Mit großem Enthusiasmus zeigt Rektor Markus Müller auf einer Führung durch die Gänge des Verwaltungsgebäudes zu seinem Büro die großformatige Kreidezeichnung von Olga Prager, einer Künstlerin, die das Professorenkollegium der Medizinischen Fakultät 1908–1910 porträtiert hatte. Ganz abgesehen von dem Umstand, dass hier eine Frau ein ausschließlich männliches Kollegium darstellte, finden sich auf diesem Porträt eine ganze Reihe bedeutender jüdischer Mediziner, die entscheidend zur Forschung in der Humanmedizin beigetragen hatten, wie der Augen Chirurg Isidor Schnabel, der Cholesterinforscher Julius Mauthner oder der Magen-Darm-Spezialist Leopold Oser.

Markus Müller berichtet von einer seiner ersten Taten nach seiner Bestellung zum Rektor der Meduni Wien im Jahr 2015: „Ich habe die Kunstwerke hier neu platziert. Es war mir vor allem wichtig, jenes Bild umzuhängen, das

ein späteres Professorenkollegium zeigt. Es stammt aus dem Jahr 1936. Zahlreiche der Mediziner, die man darauf sieht, waren mit und für das nationalsozialistische Regime aktiv. Das Bild hängt jetzt in anderen Räumlichkeiten und wurde mit einem begleitenden Text versehen, der es kontextualisiert.“ Anstelle dieses Bildes hängt hier heute eine mehrteilige Arbeit von Markus Prachensky, und noch ein weiteres besonderes Gemälde hat einen ganz prominenten Platz in Müllers Büro: Das von einem Klimt-Schüler gestaltete Porträt zeigt den bedeutenden Anatom Emil Zuckerkandl (1849–1910), dessen Frau Berta als eine der führenden Journalistinnen und Saloniären in die österreichische Geschichte eingegangen ist.

Israelische Kontakte

Eine gute Aura in seinem täglichen beruflichen Arbeitsumfeld ist für Rektor Müller essenziell. Auch wenn er in den vergangenen Monaten ausgesprochen häufig unterwegs war. Neben seiner Tätigkeit als Leiter der Meduni Wien und als Präsident des Obersten

Sanitätsrats ist der ohnedies nicht gerade unterbeschäftigte Mediziner seit dem Beginn der Coronakrise auch federführend im Covid-Beratergremium der Bundesregierung tätig.

In dieser Funktion reiste Markus Müller im März mit Bundeskanzler Kurz nach Israel, das er vor allem durch seine Zusammenarbeit mit der Tel Aviv University kennt. Hier ist er seit einigen Jahren im Board of Governors vertreten, einem Gremium, in dem er Seite an Seite mit dem Vorstandsvorsitzenden von JP Morgan Chase tätig ist. Auch mit Janet Yellen, Ehrendoktorin der Tel Aviv University, pflegt er eine freundschaftliche Beziehung.

In der Coronakrise hatte Müller bereits früh Kontakt mit den israelischen Gesundheitsbehörden aufgenommen, da Israel in der Gruppe der sogenannten „First Movers“ eine Vorreiterrolle in der Pandemiebekämpfung und in der Folge vor allem bei der Durchimpfung der Bevölkerung einnahm.

„Anfang März erhielt ich einen Anruf, mir den Donnerstag freizuhalten. Der Bundeskanzler wollte einen medizinischen Experten nach Is-



Markus Müller und Danielle Spera auf den Spuren jüdischer Geschichte.



rael mitnehmen, und die Wahl ist auf mich gefallen. So sind wir für einen Tag nach Israel geflogen, gemeinsam mit der dänischen Ministerpräsidentin Mette Fredriksen in der Maschine der dänischen Königin. Auf dem Flughafen Ben Gurion war es das einzige Flugzeug, das nach langer Zeit landen durfte. Unsere Reise fand unter strengsten Auflagen statt. Wir durften auf der Fahrt zu den Gesprächen nirgends aussteigen, ein Teil des King David Hotels wurde nur für diese Gespräche reserviert. Israel hatte zu diesem Zeitpunkt bereits enorme Fortschritte in Richtung Impfung erzielt, die Bevölkerung verfügte schon über den elektronischen grünen Pass.“

Österreich, Israel und Dänemark kamen überein, in die gemeinsame Entwicklung von effizienten Covid-Eindämmungsmaßnahmen zu investieren und gemeinsam Schritte zur erhöhten Sorgfalt zu entwickeln. Zu diesem Zeitpunkt war Israel bereits Impfweltmeister.

Auf die Frage, wie Österreich sich im Vergleich zu anderen Ländern in der Pandemiebekämpfung bewerten

lässt, meint Müller, dass Österreich sehr viel gut bewältigt habe. Allerdings habe man die zweite Welle unterschätzt, vor allem wäre Österreich, wie viele andere Staaten, nicht gut auf die Pandemie vorbereitet gewesen.

Vor der Kurve bremsen

Asien habe effizient auf die Krise reagiert, da man bereits mehrmals mit derartigen Situationen konfrontiert gewesen sei. „In einer Pandemie muss man antizipativ, also vorausblickend agieren. Wenn ich erst reagieren kann, wenn die Intensivstationen voll sind, ist es zu spät. Wir sind erst auf die Bremse getreten, als wir merkten, dass es in der Kurve eng wird. Aber Bremsen muss man vor der Kurve. Die Österreicher haben immer den Eindruck, dass uns hier nichts passieren kann. Das ist keine gute Haltung, weder in einer Pandemie noch in einer anderen Bedrohung. Jede Familie muss sich Gedanken machen: Haben wir eine Lebensversicherung, was tun wir, wenn ein Gehalt wegfällt, etc. Grundsätzliche Fragen, was in einer Krise passiert, wurden in Österreich

nie ernsthaft diskutiert. Ich hoffe sehr, dass diese Lehre ernst genommen wird. Mittlerweile bin ich mir aber nicht mehr sicher. Wir gehen viel zu schnell zur Tagesordnung über.“

Hier ortet Rektor Müller auch den großen Unterschied zu Israel. Israel sei durch die ständige Bedrohung gezwungenermaßen eine sehr resiliente Gesellschaft, dort gebe es reale Krisenpläne. „Covid war ein guter Lehrmeister dafür, wie ein Staat in einer Krise aufgestellt ist. Es ist ein bisschen fahrlässig, nicht vorbereitet zu sein. Auch die Aufsplitterung des Gesundheitsbereichs auf die Länder war nicht sehr hilfreich. Hier hat Österreich definitiv Handlungsbedarf“.

Seine Familie sei gut über die Krise gekommen, auch wenn er und seine Frau, die ebenfalls in der Medizin tätig ist, sehr gefordert waren. „Covid wird bleiben. Die Zyklen für Pandemien werden kürzer. Vor allem müssen wir auf Überraschungen gefasst sein. Wir hatten nach der Vogel- und Schweinegrippe mit weiteren Influenz Mutationen gerechnet, aber nicht mit einem völlig neuen Virus. Das war

Eine gute Aura in seinem täglichen beruflichen Arbeitsumfeld ist für Rektor Müller essenziell. Auch wenn er in den vergangenen Monaten ausgesprochen häufig unterwegs war.

eine neue Dimension, vor allem, dass auf der ganzen Welt kein Mensch immun dagegen war. Insofern grenzt es an ein Wunder, dass ein Bestandteil aus der Krebsforschung für die Corona-Impfung herangezogen werden konnte.“ Ob er an Wunder glaubt? Dazu sei er viel zu sehr Naturwissenschaftler. „Das ist eine sehr abstrakte Ebene, als Mediziner glaubt man nicht an Wunder, allerdings ist die ganze Erde ein Wunder. Es ist ein Wunder, dass es den Menschen gibt. In der Covid-Forschung gab es glücklicherweise bereits vorgefertigte Bauteile für die Impfung, eben aus der Krebsforschung durch Ugur Sahin und sein Team von Biontech. Das ist das Schöne an der Wissenschaft: Man weiß nie, woher die Rettung kommt. Aber dann ist es plötzlich logisch, woher sie kommt.

Das ist auch das Faszinierende an der Medizin. Man könnte es fast als religiösen Aspekt bezeichnen, dass wir die Welt überhaupt verstehen können. Das ist ja keine Kleinigkeit. Das könnte auch ganz anders sein.“

Glaube als Anker

Religion ist Markus Müller wichtig. Sein Wissenschaftlerleben war ihm nicht in die Wiege gelegt worden. In Hermagor geboren, haben seine Großeltern, Betreiber eines Lichtspieltheaters, seine Schulbildung am Theresianum und das Studium an der Universität Wien finanziert. Über einen Schulfreund fand er Zugang zum Wiener Judentum und Aufnahme in einer jüdischen Familie. „Dort wurde ein Salon geführt. Der Humor hat mich an die *Tante Jolesch* erinnert. Das wa-

ren wichtige und unvergessliche Erfahrungen für mein Leben. Und meine Begegnungen mit Viktor Frankl! Ich durfte ihn als Arzt betreuen und habe mit ihm nächtelange Gespräche geführt.“

Die Weitsicht Frankls und sein positiver Blick auf das Leben haben Markus Müller beeindruckt. „Das Leben hat einen so hohen Stellenwert, das muss ernst genommen werden.“ Ehrfurcht und Respekt vor dem Leben sind sein Credo, das er auch an junge Menschen weitergibt. „Die Religion weist uns darauf hin. Sie gibt uns Orientierung, eine gewisse Wertehaltung. Und sie kann ein wichtiger Anker sein, vor allem in Krisenzeiten, wie wir sie jetzt erlebt haben. Damit und mit viel Humor ist das Leben vermutlich leichter zu meistern.“



Olga Pragers großformatige Kreidezeichnung „Das Professorenkollegium der medizinischen Universität Wien“ versammelt zahlreiche bedeutende jüdische Mediziner.

Alles im Kopf

© MARY CYBULSKI/NETFLIX



Noch sind die verstörenden Eltern des neuen Freundes nicht schlagartig gealtert: Hauptdarstellerin Jessie Buckley und Charlie Kaufman am Set von „I'm Thinking of Ending Things“.

Der Drehbuchautor und Filmemacher Charlie Kaufman hat seinen Debütroman geschrieben. „Ameisig“ erzählt von einem Kritiker, der nicht als alter, weißer Jude betrachtet werden möchte. Wichtiger ist ihm aber noch die Suche nach einem verschollenen Film, dessen einzige Kopie in seiner Erinnerung existiert.

VON MICHAEL PEKLER

Würde man eine Besprechung von Charlie Kaufmans *Ameisig* im selben Stil schreiben wollen wie Charlie Kaufman seinen gleichnamigen Roman – was ohnehin ein nicht nur despektierliches, sondern auch unmögliches Unterfangen darstellte, weil Kaufmans Stil einzigartig ist und deshalb selbst für Apologeten unnachahmbar –, müsste der erste Satz in etwa so aussehen wie jener, den Sie eben zu Ende gelesen haben.

Charlie Kaufman war vor mehr als zwanzig Jahren ein Liebling der progressiven Filmkritik und erhielt für sein Drehbuch zu *Being John Malkovich*, inszeniert von Spike Jonze, eine Oscarnominierung. *Adaptation*, wenig später ebenfalls von Jonze verfilmt, galt als eines der besten Drehbücher seiner Zeit, und dass Kaufman 2005 für *Eternal Sunshine of the Spotless Mind*, inszeniert von Michel Gondry, schließ-

lich den Oscar überreicht bekam, war gewissenmaßen die logische Schlussfolgerung. Aber auch, dass der von Hollywood als verschurbeltes Genie vermarktete Kaufman sich vom Countdown, der seine Redezeit unerbittlich herabzählte, hoffnungslos überfordert zeigte. Der deutsche Verleih verpasste dem Film den Titel *Vergiss mein nicht!*, was aber nicht der Grund war, warum Kaufman für die sogenannte breite Medienöffentlichkeit dennoch wieder in Vergessenheit geriet.

Nicht funktionstüchtig

Das lag vielmehr daran, dass sich das Kino veränderte. Also natürlich nicht das Kino als solches, sondern die Filmindustrie, die bestimmt, welche Art von Kino sich Menschen anschauen sollen. Und zwar nicht nur anschauen, sondern vorher dafür bezahlen. In einem kürzlich erschiene-

nen Interview mit der Onlineausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* sagte der zurückgezogen lebende Kaufman, der vom Journalisten „in einem abgeschiedenen Winkel Neuenglands“ aufgespürt worden war, dass die großen Studios solche Bücher wie seine heute nicht mehr verfilmen würden. Was nicht hundertprozentig funktioniere, würde nicht gemacht.

Dreidel oder Gefilte Fisch

Vielleicht ist auch deshalb der Antiheld – einen Helden oder eine Heldin wird man in allen Büchern Charlie Kaufmans vergeblich suchen – in *Ameisig* ein Filmhistoriker und Filmkritiker, dessen Texte niemand liest, was er selbst jedoch nicht wahrhaben möchte und nie zugeben würde. B. Rosenberg versichert allen, kein Jude zu sein (Charlie Kaufman ist Jude), und dass sein Name nicht jüdisch sei: „Mir sind schon viele Leute verschiedenster Abstammung begegnet, die nicht wussten, dass Rosenberg kein jüdischer Name ist, nun ja, zumindest nicht ausschließlich. Ich dachte, sie wüssten es. Aber im Verlauf der Unterhaltung lenkten sie das Gespräch auf den Holocaust oder Dreidel oder Gefilte Fisch, aus Nettigkeit, als Handreichung.“ Rosenberg kann Charlie Kaufman nicht leiden (eigentlich niemanden außer bereits verstorbene weiße, europäische Autorenfilmer), dafür ist er stolz auf seine berühmte afroamerikanische Freundin, deren Namen er nicht nennt („Sie kennen sie“), auch wenn er nicht sicher ist, ob er auf diese Beziehung tatsächlich stolz sein darf, weil ihm das als rassistisch ausgelegt werden könnte.

B. Rosenberg, Mittfünfziger aus New York, ist ein vorsichtiger und vor allem korrekter Mann, wenn es um identitätspolitische Fragen geht. Seinen Vornamen kürzt er ab, weil er binäre Genderkonstruktionen ablehnt und sicherstellen möchte, dass sein Geschlecht keine Auswirkung auf die Rezeption seiner Bücher hat, etwa auf sein bahnbrechendes Werk *William Greaves und das afroamerikanische Kino der afroamerikanischen Identität* oder auf *Nun endlich werde ich: Gender und Transformation im amerikanischen Kino*. Selbstverständlich beschreibt er andere Personen geschlechtsneutral mit er/sie/xier. Ist

Ameisig eine sarkastische Abrechnung mit Wokeness und grassierender Identitätspolitik? Nicht nur, denn so billig gibt es Kaufman nicht: Es ist vor allem eine Geschichte der Angst vor Zurückweisung und Einsamkeit.

Ameisig, vom literarischen Übersetzer Stephan Kleiner großartig ins Deutsche übertragen, ist aus Rosenbergs Perspektive erzählt, der etwas Ungeheuerliches erlebt, als er auf einer Berufsreise durch Florida ein filmhistorisches Monument entdeckt: einen mittels Stop-Motion-Technik animierten Film des völlig unbekanntes, afroamerikanischen und über hundert Jahre alten Hausmeisters und Filmemachers Ingo Cutbirth, der Rosenberg durch eine antisemitische Hasstirade in seine kleine, mit unzähligen Kartons vollgestopfte Nachbarwohnung lockt. „Aufgrund der weitverbreiteten Annahme, ich wäre selbst Jude, wird man mein Einschreiten vielleicht für einen Fall von ‚Jude schützt Juden‘ halten“, weiß Rosenberg, „was von vielen als Mauschelei betrachtet und missbilligt wird. So betrachtet könnte es der örtlichen jüdischen Community eher schaden als nützen. Ich muss alle potenziellen Konsequenzen sorgfältig überdenken.“

Der Narzisst erkennt seine große Chance: Das die Filmgeschichte definitiv neu definierende Werk dauert drei Monate. Rosenbergs Schicksal: Kaum hat er diesen Meilenstein in einer Privataufführung zu Gesicht bekommen (mit Toiletten-, Ess- und Schlafpausen), geht dieser für immer verloren – und kann einzig in seinem Gedächtnis reanimiert werden.

Grad der Durchlässigkeit

Doch wie rekonstruiert man einen Film in seinem Kopf? Wie träumt man die Welt nach, die dieser Film nicht abbildet, sondern *ist*? „Gott im Himmel, er handelt von allem. Es ist ein Film über die Zeit, die Zeit als Pfeil wie als Bumerang. Er handelt von Irreführung und Fiktion und dem Mangel an Wahrheit in unserer Gesellschaft.“ Man ahnt, was Charlie Kaufman in den Kopf von B. Rosenberg verpflanzt, dort sprießen und wuchern lässt. Wie nicht ein Universum entsteht, sondern mehrere. Ein Pluriversum der fantastischen Möglichkeiten. Falls nicht jede Möglichkeit per se fantastisch ist. Die

innere und die äußere Welt, ohnehin bestimmt vom Grad ihrer Durchlässigkeit – jene in Rosenbergs Kopf und jene fiktive in *Ameisig* –, werden denn auch gehörig durcheinandergewirbelt. Und das ist – Rosenberg wäre entsetzt ob dieser profanen Beschreibung – urkomisch.

Vor wenigen Monaten hat Kaufman auch seit Jahren wieder einen Film inszeniert. Netflix hatte sich dazu entschieden, *I'm Thinking of Ending Things* zu produzieren („Sie sehen das ein bisschen als ein billiges Prestige-Projekt“), nachdem Kaufman jahrelang keinen Kinofilm mehr drehen durfte. „Ich mag Roadtrips, weil sie einem zeigen, dass die Welt da draußen größer ist als der eigene Kopf“, meint zu Beginn des Films der junge Mann, der mit seiner neuen Freundin durch einen Schneesturm zum Farmhaus seiner Eltern fährt, um sie ihnen vorzustellen, während sie – in Gedanken – die noch frische Beziehung bereits wieder hinter sich lassen möchte.

I'm Thinking of Ending Things ist einer der klügsten und zugleich traurigsten Filme des vergangenen Jahres. Und natürlich ist keine Welt da draußen größer als das, was sich im Kopf Charlie Kaufmans abspielt.



Charlie Kaufman
Ameisig
Aus dem
amerikanischen
Englisch von
Stephan Kleiner
Hanser, 864 S.,
EUR 35,-

Inszenierung Leopoldskron



© CREATIVE COMMONS

Schloss Leopoldskron mit dem Leopoldskroner Weiher. Im Hintergrund die Festung Hohensalzburg.

Die Ausstellung „Jedermanns Juden“ im Jüdischen Museum Wien blickt auf mehr als hundert Jahre Salzburger Festspiele zurück. Als im August 1920 am Domplatz die erste Inszenierung des „Jedermann“ über die Bühne ging, war Festspiel-Gründer Max Reinhardt mitten in der Revitalisierung von Schloss Leopoldskron.

VON JOHANNES HOFINGER

Es waren schlechte Zeiten, als Max Reinhardt im Frühjahr 1918 Schloss Leopoldskron bei Salzburg erwarb. Der Weltkrieg – noch ahnte niemand, dass er später der Erste genannt werden sollte – ging in seine entscheidende Phase, die Monarchien Preußens und Österreich-Ungarns lagen in den letzten Zügen. Reinhardt suchte den langsamen Abschied aus Berlin, wo er in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zum führenden Mann des deutschsprachigen Theaters aufgestiegen war. Leopoldskron versinnbildlichte nunmehr die Rückkehr Reinhardts zu seinen österreichischen Wurzeln. Dass noch im Krieg die Pläne für ein Sommerfestival in Salzburg konkrete Formen annahm, tat ein Übriges.

Als die Salzburger Festspiele im August 1920 mit dem *Jedermann* ihre ersten zaghaften Schritte machten, war Reinhardt mitten in der Revitali-

sierung von Schloss Leopoldskron, das Fürsterzbischof Leopold Anton Firmian in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbauen hatte lassen. Das prachtvolle Gebäude hatte Höhen und Tiefen erlebt, ehe es von Reinhardt wieder instandgesetzt und mit neuem Leben erfüllt wurde. Der Regisseur machte Leopoldskron zu einer seiner wichtigsten Inszenierungen, auf ihn geht die bis heute bestehende Verbindung zwischen dem Schloss und den Festspielen zurück. Legendär sind die Erinnerungen vieler Prominenter der Zwischenkriegszeit an die Empfänge auf Leopoldskron, darunter Künstler und Künstlerinnen, Adelige, Politiker und Mäzene.

Abgeschottet vom Alltag

Für die Antisemiten war Max Reinhardt seit den 1920er Jahren die Verkörperung des „jüdischen Theaters“, das sie mit agitatorischem Furor an-



Die Gründungsväter Max Reinhardt und Hugo von Hofmannsthal auf der Terrasse von Schloss Leopoldskron.

prangerten. Dass Reinhardt gleichzeitig auch noch ein Schloss in Salzburg besaß, in dem er Nichtjuden als seine Diener und Köchinnen beschäftigte, ließ ihnen Schaum vor den Mund treten. Den Theatermann schien dies zunächst kaum zu berühren: Abgeschotet vom alltäglichen Leben Salzburgs bekam der die Anfeindungen nicht körperlich zu spüren. Als jedoch Salzburger Nationalsozialisten im Frühjahr 1934 – die NSDAP war in Österreich seit knapp einem Jahr verboten – über die Schlossmauer kletterten und einen Böller in die Halle warfen, der dort leichte Schäden anrichtete, begann für Reinhardt neuerlich ein langsamer Abschied, diesmal aus Salzburg. Dessen ungeachtet waren gerade die Festspiele der Jahre 1934 bis 1937 ein künstlerischer Höhenflug, unterstützt von der österreichischen und internationalen Politik, die in Salzburg das kultivierte Pendant zu den nationalsozialistisch durchwirkten Bayreuther Festspielen sah.

Mit dem „Anschluss“ wurde aber auch in Salzburg alles anders. Reinhardt war zu diesem Zeitpunkt in den USA. Wer ihm die Nachricht überbrachte, dass unmittelbar nach der NS-Machtübernahme in Österreich die Gestapo seine Salzburger Besitzungen beschlagnahmt hatte, ist nicht bekannt. Schloss Leopoldskron, der Maierhof, landwirtschaftliche Flächen, der Weiher und natürlich sämtliche privaten Mobilien, darunter tausende

Bücher in der Bibliothek des Schlosses sowie die gesamte Korrespondenz Reinhardts, wurden „arisiert“. Die für die Nationalsozialisten wertlosen persönlichen Gegenstände sollte Reinhardt schließlich in die USA nachgeschickt bekommen. Für die neuen Herren stellten diese kulturhistorisch einmaligen Dokumente keinen Wert dar. Ganz anders die Immobilien, die sie auf über 700.000 Reichsmark schätzten.

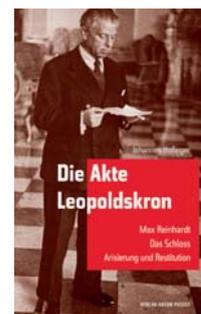
Glamour für den Geldadel

Während für den Bestohlenen die USA nunmehr zum Exilland wurden, hatten die Nationalsozialisten mit Schloss Leopoldskron große Pläne. Unterschiedliche Parteistellen ritterten darum, das Zugriffsrecht auf den ehemaligen Besitz Max Reinhardts zu bekommen. Zunächst sollte sich jedoch Hermann Göring durchsetzen, der die glamouröse Prinzessin Stephanie von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingfürst als Gesellschafterin nach Leopoldskron setzte. Sie sollte die internationale Aristokratie und den Geldadel in luxuriöser Atmosphäre umgarnen und für den Nationalsozialismus gewinnen, insbesondere jene der britischen Inseln. Ihre Dienste für das Regime währten jedoch nur kurz, sie stolperte über die Liebesbeziehung mit Hitlers verheiratetem Adjutanten Fritz Wiedemann und musste selbst nach Großbritannien, später in die USA gehen. In dieser Situation schlug

die Stunde des Salzburger Gauleiters Friedrich Rainer. Zugute kam ihm, dass durch das Ostmarkgesetz Neuregelungen über die Aufteilung der beschlagnahmten Güter in Kraft traten. Ab 1940 war Schloss Leopoldskron unter seiner Verfügungsgewalt, er nutzte Schloss und Maierhof als „Künstlerbezirk“, wo unter anderem der geschäftsführende Direktor der Hochschule Mozarteum, Eberhard Preussner, und das Musikerehepaar Steiner-Richter Quartier bezogen. 1942 erhielt der neu designierte Generalintendant der Salzburger Festspiele, Clemens Krauss, im Schloss eine Dienstwohnung. Und auch Reichsminister Bernhard Rust, zuständig für nationalsozialistische Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, fühlte sich in Leopoldskron wohl, er mietete mit seiner Familie ab 1941 mehrere Zimmer im Schloss, um hier die Sommerwochen zu verbringen.

Max Reinhardt sollte das Kriegsende und die Rückgabe seiner Salzburger Besitzungen nicht mehr erleben, er starb 1943 in den USA. Seine Witwe Helene Thimig, Spross der bekannten Wiener Schauspielerdynastie, trat gemeinsam mit Reinhardts Söhnen aus erster Ehe das Erbe an und beantragte 1947 die Restitution der Liegenschaften. 13 Jahre nach dem Raub ging im April 1951 Schloss Leopoldskron an die Erbgemeinschaft zurück, sie verkauften es nach wenigen Jahren. Der heutige Besitzer, das Salzburg Global Seminar, sieht sich dem Vermächtnis Max Reinhardts in Leopoldskron verpflichtet.

Die Ausstellung „Jedermanns Juden“ ist im Jüdischen Museum zu sehen (14.7. bis 31.11.)



Johannes Hofinger
Die Akte Leopoldskron
Aktualisierte und
erweiterte Neuauflage
Anton Pustet, 2020
216 S., EUR 24,-

Umstrittene Freundschaft

© WAGENBACH/CATHERINE FRIED-BOSWELL



Zu sagen
hier herrscht Freiheit
ist immer ein Irrtum
oder eine Lüge:
Freiheit
herrscht nicht

(Erich Fried, „Freiheit“)

Wie konnte der jüdische Antifaschist Erich Fried, dessen Geburtstag sich zum hundertsten Mal jährte, mit dem Neonazi Michael Kühnen befreundet sein? Ein Kenner der Neuen Rechten sucht in einem Buch nach Antworten.

VON ANNE-CATHERINE SIMON

Am 23. Jänner 1983 sollen ein Neonazi und ein jüdischer Antifaschist in der deutschen TV-Talkshow *III nach 9* aufeinandertreffen. Der Neonazi wird im letzten Moment wieder ausgeladen, was er erst bei seiner Ankunft erfährt. Die Diskussion findet ohne ihn statt, aber mit geändertem Thema, es geht um die Ausladung, um den Umgang mit Rechtsextremen: Soll man mit ihnen reden, sie öffentlich reden lassen? Und der jüdische Antifaschist, der seine Großmutter in Auschwitz verloren hat und dessen Vater an den

Folgen der Misshandlungen durch die Gestapo verstorben ist, sagt: Man soll. Die Ausladung sei „falsch und klein-kariert“. Schon diese Geschichte wäre heutzutage wert, erinnert zu werden. Doch das noch weit Bemerkenswertere geschah danach. Der aus Wien stammende Dichter Erich Fried, mit seiner politischen Lyrik damals unter Linken eine moralische Autorität und ungeheuer beliebt, verteidigte Deutschlands bekanntesten Neonazi Michael Kühnen nicht nur. Zum Entsetzen vieler Fans schloss er Freundschaft

Wie mit politischen Gegnern reden, vor allem mit solchen, die extreme Positionen vertreten? Selektiv und sloganhaft verkürzt: Mit „Rechten“ reden?

mit ihm. Über diese Freundschaft hat der deutsche Kultursoziologe Thomas Wagner sein Buch *Der Dichter und der Neonazi* geschrieben. Es würde den 100. Geburtstag des in Wien geborenen und aufgewachsenen Dichters als Anlass dazu nicht brauchen. Denn diese Beziehung, Frieds Haltung dazu und die Kontroverse rund um sie führen tief in die Gegenwart und die Frage: Wie mit politischen Gegnern reden, vor allem mit solchen, die extreme Positionen vertreten? Selektiv und sloganhaft verkürzt: Mit „Rechten“ reden? Wagner, der mit *Die Angstmacher* ein großartiges Buch über die Neue Rechte und ihre teils linken Ursprünge geschrieben hat, geht das Thema also nun von dieser historischen Seite an.

Hitlers Muttertagsgedicht

War es wirklich Freundschaft? Er halte das Wort angesichts der „so großen emotionalen Nähe“ zwischen den beiden für adäquat, schreibt Wagner. Der Ton in den erhaltenen Briefen sei „vertraulich, bisweilen unerwartet warm und herzlich“. 16 sind erhalten, sie liegen im Erich-Fried-Archiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Acht von Fried, acht von Kühnen. Es ist eine Art „Adoption“, meint Wagner, die Fried hier versucht, er nimmt gegenüber dem 34 Jahre Jüngeren, bald wieder Inhaftierten eine väterliche Haltung ein, versucht auf der Beziehungsebene eine Brücke zu schlagen, vielleicht auch, um Kühnens Haltungen überhaupt auszuhalten, ohne das Weite zu suchen. „Ich frage mich, wie ich argumentieren wollte, wenn einer von meinen Söhnen so etwas geschrieben hätte.“ Beide bescheinigen einander idealistische Motive. Sogar ein Gedicht („Um Klarheit ...“) widmet Fried „M.K.“.

Kühnen wiederum schickt Fried einmal ein von Hitler verfasstes Muttertagsgedicht. Seine Hitlerschwärmerei hatte religiöse Züge, für ihn war an allem Bösen nur die SS schuld, und

dass es eine systematische Judenvernichtung gegeben hat, bestritt er.

Gymnasialerfahrungen

Warum tat Fried sich das an? Thomas Wagner sucht Gründe für Frieds Haltung, unter anderem in dessen Werdegang, beginnend mit der Schulzeit im Wiener Wasa-Gymnasium. Dort herrschte ideologisches Durcheinander, rund die Hälfte seiner Mitschüler gehörten laut Fried zur illegalen HJ. „Ich glaube, dass das nicht wesentlich schlechtere oder dümmere Jungen waren“, so Fried. Sie saßen neben jüdischen Mitschülern, begeisterten Jungsozialisten.

Und Wagner erinnert an die Geschichte, die Fried über seinen Banknachbarn, den begeisterten Hitlerjungen Papanek, erzählte: Der war demnach verzweifelt, weil er in ein jüdisches Mädchen verliebt war (und sie der NS-Ideologie zufolge nicht heiraten konnte). Das Problem löste sich, als seine getauften Eltern ihm eröffneten, dass sie jüdische Wurzeln hatten. Daraufhin sammelten seine HJ-Freunde Geld für ihn, damit er mit seiner Liebsten nach England gehen könne, und veranstalteten für ihn eine Abschiedsfeier.

Gegen die „Fühllosigkeit“

Was immer man von derlei biografischen Erfahrungen halten mag, Fried lebte jedenfalls konsequent eine Grundhaltung: Vieles sei Verirrung statt Bösartigkeit, und es hänge von „unwägbareren Dingen“ ab, in welche Richtung sich ein Mensch bewege. Man müsse in jedem Gegner, in jedem Verbrecher den Mitmenschen suchen. Und die Aufarbeitung von Schuld sei nur möglich, wo es auf der anderen Seite Verständnis, ja Liebe gebe.

Dieser Humanismus war tief von Psychoanalyse und christlicher Nächstenliebe beeinflusst, vielen muss er naiv erscheinen. Fried sah die Suche nach dem Gespräch jedenfalls als „Teil

seines antifaschistischen Kampfes“ (Wagner). Die „Fühllosigkeit“, die dazu führe, den anderen nur noch schablonenhaft wahrzunehmen: Davon redete er schon bei der Tagung der „Gruppe 47“ 1966 in Princeton, ebenso wie 1981 auf dem Ersten Österreichischen Schriftstellerkongress.

Es gab natürlich politische Berührungspunkte zwischen Kühnen und dem Ex-Kommunisten und oft radikalen Linken Fried, wie sie auch heute zwischen radikalen Rechten und radikalen Linken bestehen – den Antikapitalismus etwa oder die Totalopposition zu Israel und Nato. Doch das hatte kaum Bedeutung angesichts des Trennenden: vor allem Kühnens Überzeugung, es habe keine systematische Judenvernichtung gegeben, Frieds Großmutter sei nicht vergast worden.

Fried starb 1988, Kühnen 1991. Den Memoiren von Frieds Frau zufolge glaubte Fried am Ende, Kühnen habe „sich der Realität des Holocaust“ gestellt. Kühnens letzte Briefe sprechen dagegen, und bis zuletzt betätigte er sich als militanter Neonazi. Was hätte Fried wohl getan, hätte er das gewusst?

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Tageszeitung „Die Presse“.



Thomas Wagner
**Der Dichter
und der Neonazi
Erich Fried und
Michael Kühnen.
Eine deutsche
Freundschaft**
Klett-Cotta, 2021
176 S., EUR 20,60,-

Alte Muster, neue Wege

Bücher über das jüdische Leben in Österreich und zeithistorische Wanderungen bieten Lehrreiches und Erfahrbares.

Beginnen wir mit einer typisch österreichischen Episode. Nehmen wir an, jemand heißt Schwarz. Um seinen Namen zu buchstabieren, sagt der- oder diejenige „Siegfried, Cäsar, Heinrich“, und so weiter. Diese Art des Buchstabierens ist allgemein üblich. Zu Beginn ihres Buches *Jude ist kein Schimpfwort* berichtet Alexia Weiss von der weit verbreiteten Verwundung, wenn sie ihren Namen hingegen mit „Wilhelm, Emil, Ida, Samuel, Samuel“ buchstabiert. Nicht grundlos, denn die entsprechende Zuordnung geht zwar auf das „Berliner Telefonbuch“ von 1903 zurück, wurde allerdings 1934 geändert, als die hebräischen Namen – David, Jacob, Samuel, Zacharias – gegen „geeignete deutsche“ Namen ersetzt wurden.

Während in Deutschland im Jahr 2020 ein Erlass erging, das Buchstabenalphabet zu „entnazifizieren“, wurde in Österreich – statt sich einer notwendigen Debatte zu stellen – dieses ersatzlos außer Kraft gesetzt. Seit 2019 gibt es kein Komitee mehr, das derartige Normen festsetzt, die Anwendung obliegt dem Individuum. Man möchte sagen: ein österreichischer Klassiker.

Mehr als 75 Jahre nach dem Holocaust vermeldet in Österreich der Antisemitismusbericht 2020 eine neuerliche Zunahme von antisemitischen Vorfällen. Staat und Zivilgesellschaft reagieren mit Gegenmaßnahmen und Gedenkveranstaltungen. Doch dem gegenüber stehe, so Weiss, oft die „Normalität“ beziehungsweise die Möglichkeit, als Jüdin und Jude ein „normales“ Leben führen zu können, ohne beschützt werden zu müssen. Weiss, Jahrgang 1971, beschreibt den jüdischen Alltag mit Ambivalenz: Man sei sowohl mit Hass konfrontiert als auch mit übertriebener Sensibilität.

Die Journalistin erzählt anhand zahlreicher Anekdoten und Gesprächen mit Zeitgenossen, wie Stereotype entstehen und unwissentlich weitergeführt werden. Vorurteilen begegnet sie mit Verweisen auf historische Fakten; in Interviews mit einem Rabbiner, einer queeren Veranstalterin von Clubbings, orthodoxen und atheistisch lebenden Juden seziert sie den alltäglichen Antisemitismus.

In Anbetracht des gemeinsamen Erbes im jüdisch-christlichen Abendland ruft Weiss zu einem normalen Umgang auf, auch in der Benennung. Die Israelitische Kultusgemeinde werde oft mit dem Staat Israel gleichgesetzt; und eine allfällige Kritik an der Politik des Landes in Bezug auf die Situation in Palästina und im Gazastreifen münde in alte Muster.

Und Weiss plädiert dafür, dass man, wenn von „mosaischen“ oder „jüdischen Mitbürgern“ die Rede ist, ruhig Jude sagen kann. „Denn Jude ist kein Schimpfwort.“ **Gregor Auenhammer**

Erinnerungswege

Verschiedene Lebensgeschichten hätten den Anstoß zur Entstehung ihres Buches gegeben, so die Autoren im Vorwort. Etwa jene von Rudolf Gomperz, Bauingenieur mit jüdischen Wurzeln, der sich als „Skipionier“ am Arlberg verdient machte und 1942 in Maly Trostinec hingerichtet wurde. Oder jene der kommunistischen Widerstandsgruppe „Willy-Fred“ im Salzkammergut. Und die Geschichte der ebenfalls 1942 ermordeten jungen Antifaschistin Rosa Hofmann, die mit ihren Abschiedsworten – „Sehnsucht habe ich nach euch und den Bergen“ – das Leitmotiv für diesen Wanderführer lange vor dessen Erscheinen formulierte.

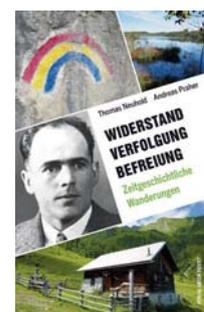
Widerstand. Verfolgung. Befreiung versammelt 35 zeitgeschichtliche Wanderungen zu Gedächtnisorten. Es sind mehrheitlich Spaziergänge oder einfache alpine Touren, überwiegend im Salzburgerischen, in Oberösterreich und im Ausseerland, wo sich Geflüchtete, Widerständler und Deserteure vor

dem NS-Terror zu verstecken versuchten. Mehr als ein Wanderführer ist der Band jedoch vor allem ein – klug konzipiertes – Lesebuch, ergänzt mit Archivbildern, Karten und aktuellen Aufnahmen.

Und es überrascht wiederholt mit Beiträgen, die keiner einzelnen Person gewidmet sind, sondern den Orten selbst: So erging aufgrund des „antisemitischen Ungeists im Sommerfrische-Idyll“ Mattsee bereits 1921 der Appell an die Einheimischen, keine Zimmer an Juden zu vermieten – wenige Tage vor der Ankunft Arnold Schönbergs. Worauf dieser empört abreiste. Daran sollte man denken, wenn man diesen Sommer vielleicht vom schmucken Ortszentrum auf den Buchberg wandert. **Michael Pekler**



Alexia Weiss
Jude ist kein Schimpfwort
Kremayr & Scheriau, 2021
192 S., EUR 22,-



Thomas Neuhold, Andrea Praher
Widerstand. Verfolgung. Befreiung. Zeitgeschichtliche Wanderungen
Anton Pustet, 2020
248 S., EUR 24,-

Palmen für einen Sommer

© FESTIVAL DE CANNES



Eine neuerliche Absage sei nicht in Frage gekommen, heißt es aus Cannes. Also gehen die renommierten Festspiele an der Croisette heuer einfach im Juli über die Bühne.

Bei den Filmfestspielen von Cannes, die heuer in den Juli verlegt wurden, wird der israelische Regisseur Ari Folman mit seinem neuen Animationsfilm vertreten sein. Eine hoffnungsvolle Vorschau auf das Filmgeschehen.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Viele Menschen in Europa kennen kaum einen Juden persönlich. Wo der persönliche Kontakt fehlt, ist die Gefahr von Klischeevorstellungen groß. Aus diesem Grund scheinen sich die großen europäischen Filmfestivals in Berlin, Cannes und Venedig seit Jahrzehnten darauf geeinigt zu haben, gegen verbreitete Stereotypen anzutreten. Filme, die sich mit dem Holocaust auseinandersetzen und neue Werke aus Israel waren daher immer Pflichtpunkte in den Wettbewerbsprogrammen. Filmemacher wie Amos Gitai, Ari Folman, Joseph Cedar, Assi Dajan oder Samuel Maoz traten als Preisträger dieser Festivals ihre Siegeszüge durch die internationalen Kinos an. Ihre Filme setzten und setzen sich auf sehr unterschiedliche Weise mit den Spannungen zwischen Juden und Palästinensern auseinander und mit dem Einfluss dieses Konfliktes auf famili-

äre Strukturen. Immer wieder werden von ihnen hoffnungsvolle oder düstere Visionen einer Zweistaatenlösung durchgespielt. Die israelische Filmkultur ist in jedem Fall eindrucksvoll. Israel ist zwar ein kleineres Land als Österreich, hat aber zwölf Filmschulen. Im vergangenen Jahr ist es still geworden. Kinos wurden geschlossen, Filmfestivals abgesagt.

Das galt auch für das Festival von Cannes, das voriges Jahr nur in einer schmalen Version im Oktober stattfinden konnte – ohne Glamour und Stars. Denn die Côte d'Azur und damit auch die Croisette – die Strandpromenade als Herzstück von Cannes – galten und gelten als Risikogebiet. Als „Ironie des Schicksals“ bezeichnete deshalb Festivalleiter Thierry Frémaux den herbstlichen Versuchsballon, der demonstrieren sollte, dass Kunst und Kino (Über-)Lebensmittel sind. Und

alles andere als ein bloßer Austausch von heißer oder gar von aerosolgeladener Luft. Entsprechend neidvoll blickte Frémaux auf Venedig, wo Festivalleiter Antonio Barbera das kurze Zeitfenster zwischen den Corona-Ansteckungskurven nutzte, um seine Festspiele stattfinden zu lassen.

Querkopf als Präsident

Von Festivalatmosphäre konnte auch heuer in Berlin nicht die Rede sein. Der Berlinale-Wettbewerb fand im Februar online statt. Wer dann im Juli in Cannes bereit ist, über den Roten Teppich zu laufen und im geschlossenen Kinosaal zu sitzen, wird jetzt schon gewarnt oder beruhigt: Alle Besucher müssen Desinfektionsschleusen passieren und die Temperatur messen lassen. Eine neuerliche Absage und damit eine leere Leinwand im Festivalpalast auch 2021 zu riskieren, wäre „nicht in Frage gekommen“, so Frémaux. Denn im Vorjahr hatten die Filme, die online am Wettbewerb des Mini-Festivals teilgenommen hatten, von den Festivalmachern nur ein so genanntes „Cannes-Gütesiegel“ erhalten, um sich rühmen zu können, zur prestigeträchtigen Selektion gehört zu haben, obwohl sie auf keiner Festivalleinwand zu sehen waren. Auf der Webseite des Filmfests werden sie allerdings nicht erwähnt – auch kein Preisträger.

Doch Frémaux zeigt sich für den Juli optimistisch: „Cannes wird nach der Pandemie das erste große internationale Ereignis sein. So wie es vor dem zweiten französischen Lockdown das letzte war“.

Eröffnen wird *Annette* von Leos Carax. Adam Driver spielt darin einen Stand-Up-Comedian, Marion Cotillard gibt seine Ehefrau, eine erfolgreiche Sängerin. Als ihre Tochter geboren wird, „ein geheimnisvolles Mädchen mit einem ungewöhnlichen Schicksal“, ändert sich das Leben des Paares für immer. *Annette* ist der erste englischsprachige Film des Franzosen, der mit seinem extravaganten Epos *Die Liebenden von Pont-Neuf* bekannt wurde. Als Präsident der Jury wird Spike Lee erwartet, der seit Jahrzehnten vom Frust und der Wut der Schwarzen in den USA erzählt, von den Reibungen im Alltag. Der Oscarpreisträger ist vor allem für seine gesellschaftskritischen

Filme rund um das Thema Rassismus bekannt, wie beispielsweise *Malcolm X* oder *BlacKkKlansman*, in dem er die wahre Geschichte des schwarzen Polizisten Ron Stallworth erzählt, der es mithilfe seines jüdischen Kollegen Flip Zimmerman schaffte, monatelang den Ku-Klux-Klan zu infiltrieren und deren rassistische Machenschaften öffentlich anzuprangern.

Der Mann aber ist ein Querkopf geblieben – und weigert sich, in der unterfinanzierten Indie-Ecke zu kauern. Lee arbeitet mit großen Hollywoodstudios, er sucht die bestmögliche Finanzierung und Reichweite. Man darf also gespannt sein, wem er als Jury-Präsident die Goldene Palme überreichen wird – und mit welchen Worten. Er liebt die verbale Provokation, die daran erinnern soll, wie den Afroamerikanern in den Vereinigten Staaten übel mitgespielt wurde und wird. Er mag aber nicht, wenn seine Filme als Megafone für griffige Slogans missverstanden werden. Dass die USA von seinen filmischen Botschaften immer wieder aufs neue überrascht zu sein scheinen, liegt vermutlich auch daran, dass man Spike Lee im falschen Sinn als afroamerikanischen Filmemacher gesehen hat: als einen, der Geschichten für Schwarze erzählt, damit die sich auch mal in Hauptrollen sehen dürfen. So funktioniert die „vornehere“ Variante der Rassentrennung. Anhand von Klischees – wie zum Teil auch der Antisemitismus.

Hohe Erwartungen

Darüber hinaus werden in Cannes unter anderem neue Filme von Wes Anderson und Paul Verhoeven erwartet. Weiters Jane Campions Familiendrama *The Power of the Dog*, Paolo Sorrentinos filmische Autobiografie *The Hand of God*, Andrew Dominiks Biopic *Marilyn Monroe* und ein Werk von Mia Hansen-Løve mit Christoph Waltz und Tim Roth. Als israelischer Regisseur könnte Ari Folman eine Chance haben – mit seiner Adaption der *Tagebücher von Anne Frank*. Folman hatte in Cannes schon 2008 mit seinem *Waltz with Bashir* Aufsehen erregt. Für diesen Dokumentarfilm hatte Folman ausführliche Interviews mit Soldaten geführt, diese mit einer Videokamera aufgezeichnet und sie dann als Flash-Animation nachzeich-

nen lassen. Das gab dem Filmemacher ungewöhnliche Freiheiten. Er konnte Träume und Fantasien illustrieren und sich den Fragen des Erinnerns und Vergessens spielerisch und kreativ widmen. Und er konnte damit auch auf das heute bei Dokumentarfilmen so weit verbreitete Re-Enactment, also fiktive Spielszenen, verzichten.

Folman, der in diesem Film selbst als gezeichnete Hauptfigur vorkam und dessen Originalstimme wie die der anderen Protagonisten im Film zu hören ist, meinte damals: „Von Anfang an sollte es ein animierter Film sein. Es gab einfach keine andere Möglichkeit für mich, diese Geschichte zu erzählen. Schließlich geht es um verlorene Erinnerungen und wie sie wiedergefunden werden, um Träume und das Unterbewusstsein. Da gab es für mich gar keinen anderen Weg, das auszudrücken.“

Angst und Sehnsucht

In *Where is Anne Frank?* arbeitet Ari Folman wieder mit den Mitteln von Animation und Trick. Einen Eindruck davon, wie der Film aussehen könnte, lieferte er 2017 mit einer Graphic Novel des Anne-Frank-Tagebuchs. Gemeinsam mit dem Autor David Polonsky übertrug er die Atmosphäre eines prekären Lebens im Versteck vom Originaltext kongenial in Bilder – das emotionale Auf und Ab, die Ängste, die Hoffnungen, Träume und Sehnsüchte. Ebenso zeigen die gezeichneten Bilder Anne Frank in den vielen Facetten, von denen sie selbst berichtet hat – und das immer wieder auf einfühlsame, keineswegs plakative oder reißerische Weise. Nichts wird dabei ausgeklammert, auch nicht die Sexualität, von der Anne unbefangen an ihre Freundin Kitty schrieb. Für *Waltz with Bashir* war Ari Folman für den Oscar nominiert – ging aber damals leer aus. Vielleicht bekommt er ihn für *Where is Anne Frank?* bei der nächsten Verleihung. Davor aber winkt – vielleicht – eine Palme in Cannes.

Desoxycorticosteronacetat für alle!



Auftritt für den Weltfrieden: Die jährliche Konferenz im kanadischen Fischerdorf Pugwash fand zum ersten Mal 1957 statt.

Jüdische Wissenschaft ist kein Rätsel, kann aber zu einem werden. So wie bei Ronni Sinai und Nathan Spasić. Die haben in der Schule manchmal aufgepasst, kennen die wichtigsten Fragen und finden die Antworten immerhin im Internet.

Nathan: Ronni, seit unserem letzten vorletzten Wort hast du den olympischen Geist in mir geweckt.

Ronni: Na schau, magst du langsam den Corona-Speck loswerden?

Nathan: Sehr lustig. Ich finde es ja echt faszinierend, dass wir alle schon geimpft werden. Selman Abraham Waksman, Ernst Chain, Felix Bloch – weißt du, was alle gemeinsam haben?

Ronni: Mir scheint, es sind alles Juden!

Nathan: Richtig – und Nobelpreisträ-

ger! Spielen wir doch ein ähnliches Spiel wie beim letzten Mal. Einer wirft den Namen eines Nobelpreisträgers in den Raum, und der andere muss dessen Erfindung, Entdeckung oder Arbeit möglichst kurz und verständlich darstellen. Bist du dabei?

Ronni: Du bist echt leidenschaftlich. Na gut, obwohl du mir letztens den Sieg gestohlen hast. Ich fang an! Joshua Lederberg erhielt 1958 den Nobelpreis für den Nachweis der Transduktion. Viel Spaß dabei!

Nathan: Das ist tatsächlich nicht ganz

einfach. Stell dir vor, du könntest mir deine DNA übertragen. Klingt unmöglich, doch genau das passiert bei der Transduktion. Dabei wird im Grunde Geninformation mithilfe eines Virus von einer Zelle auf die andere übertragen. Basierend auf den Forschungen seiner Frau Esther erhielt Joshua Lederberg für diese Erkenntnis 1958 den Nobelpreis. Im Übrigen wird Transduktion auch in der Gentherapie verwendet und könnte uns in Zukunft helfen, Erbkrankheiten zu behandeln.

Ronni: Nu, ich glaub nicht, dass du meine DNA willst. Aber spannend! 1:0 für dich.

Nathan: Jetzt du. Wofür erhielt Tadeus Reichstein 1950 den Nobelpreis?

Ronni: Na komm, ich bitte dich ...

Nathan: Zu einfach?

Ronni: Na, das ist doch der Sohn von der Gusti-Mame. Du weißt schon.

Nathan: Du sprichst in Rätseln, wer ist die?

Ronni: Ich habe keine Ahnung. Steht in Wikipedia. Gustawa Brokmann war seine Mutter.

Aber ihretwegen hat er nicht den Nobelpreis gekriegt. Sondern wegen dem Cortison, er stellte Cortisol gegen mein Rheuma her und später Ascorbinsäure, besser gesagt, Vitamin C, welches dann vom Pharmaunternehmen Hoffmann-La Roche industriell erzeugt wurde. Weiters ist er für die Entwicklung des Wirkstoffes Desoxycorticosteronacetat verantwortlich. Wenn du diesen jetzt sofort korrekt wiedergeben kannst, bekommst du einen Zusatzpunkt.

Nathan: Desoxy... Desoxykastrat... geschenkt. 1:1. Deine nächste Frage?

Ronni: Hättest auch einfach „Percorten®“ sagen können. Egal. Was fällt dir zu Józef Rotblat ein. Nu?

Nathan: Polnischer Physiker „mit britischem Pass“, wie er immer zu sagen pflegte. Er war während des Zweiten Weltkriegs in den USA an der Entwicklung der ersten Atombombe beteiligt.

Nach den Abwürfen über Hiroshima und Nagasaki widmete er sein Leben der atomaren Abrüstung und initiierte die Pugwash-Konferenzen. Pugwash, wörtlich übersetzt auf Deutsch „Mopswasch“, ist ein Fischerdorf in Kanada und zugleich Namensgeber der Tagungen, die etwa zum Atomwaffensperrvertrag führten. Spät, aber doch, erhielt Rotblat 1995 gemeinsam mit den Konferenzen den Friedensnobelpreis.

Ronni: Na schau, du hast in der Schule also nicht nur vor dich hin geschlummert. 2:1 für dich.

Nathan: Ich muss gestehen, meistens hab ich schon eher gedöst in der Schule. Ob du geschlafen hast, werden wir gleich herausfinden. Was sagt dir Rosalyn Yalow?

Ronni: Du meinst wohl die erste jüdische Nobelpreisträgerin für Medizin. Ich weiß ja nicht, welche Jeschiwe du besucht hast, aber von der haben wir in der Schule garantiert nix erfahren. Ist aber auch schon eine Ewigkeit her. Du kannst aber vorne im Heft in der Liste unserer Nobelpreisträger nachschlagen. Da lernst du was. Im Jahr 1977, als die Dame die Auszeichnung für ihre Hormonforschung bekam, maturierte ich und hatte meinen besten Schulschlaf bereits hinter mir. Damals quälte man uns bestenfalls mit Einstein, der so super war, dass man ihm nachsah, Jude gewesen zu sein. Nach Frau Yalow wurde übrigens 2002 ein Asteroid benannt, eine Ehre, von der ich wohl Lichtjahre entfernt zu sein scheine. Ich darf aber zumindest in unserem bescheidenen Mikrokosmos ein 2:2 verbuchen. Also weiter. Wer bekam 2016 den Nobelpreis für Literatur?

Nathan: Ich lebe nicht hinter dem Mond, mein Lieber. Ich zitiere: „Knock-knock-knockin’ on heaven’s door“. Robert Allen Zimmerman, auch Bob Dylan genannt, musikalischer Großmeister. Cool, dass er die Einladung zur Preisverleihung einfach ignorierte? Erst ein halbes Jahr später holte er die Auszeichnung ab – da war er nämlich sowieso auf Tour in Stockholm.

Ronni: Ja, scheint ein labiler Bursche zu sein. 1978 geriet er in eine psychische Krise und fiel in die Hände von

Pastoren, woraufhin er 1979 zum Christentum konvertierte und die Taufe empfing. Hätt er doch einen Rebbe gefragt... However, knappe 3:2 Führung für dich.

Nathan: Aluhutträger kennen und fürchten seine Entdeckung. Die Rede ist von Arno Penzias.

Ronni: Penzias erhielt den Nobelpreis für eine Entdeckung, die er eigentlich nicht gesucht hatte, sondern im Gegenteil loswerden wollte. Die kosmische Hintergrundstrahlung, die den Physiker und Astronom durch ein konstantes Geräusch bei seiner experimentellen Arbeit behinderte. Unfair nur, dass ich für das Ertragen meines Ohrensausens nie ausgezeichnet wurde.

Nathan: 3:3. Schon wieder Unentschieden?!

Ronni: Weißt du, eigentlich ist unser Spiel für die Katz. Es kann einfach keinen Gewinner geben. Erstens, weil es zu viele jüdische Nobelpreisträger gibt, und zweitens, weil wir beide einen Internetzugang haben und jederzeit „recherchieren“ können.

Nathan: Ich bitte dich, sprich für dich!

Ronni: Nu, als ob du so g’scheit wärst.

Nathan: Stellst du dich etwa auch für den nächsten Nobelpreis an?

Ronni: Ich bin nobel und überlasse ihn anderen, obwohl ich mir einen als Fachmann verdient hätte.

Nathan: Bei allem Respekt, Fachmann wofür?

Ronni: Nu, frag meine Frau. Insbesondere aber für Zukunftsforschung.

Nathan: Nu?

Ronni: Ich hab es eh schon immer alles kommen gesehen.



Ein wenig Glaube schadet der Wissenschaft nicht

VON PAUL CHAIM EISENBERG

Die Welt wurde in sechs Tagen erschaffen, am siebten Tag ruhte der Ewige. Deshalb halten wir Juden den Schabbat. Die Erschaffung der Welt fand vor 5780 Jahren statt. Für einen Wissenschaftler ist diese Behauptung sehr mutig. Weil, erstens: Gibt es überhaupt einen G'tt? Zweitens haben Wissenschaftler errechnet, dass es das Universum seit Millionen Jahren gibt.

An dieser Stelle könnte ich meinen Aufsatz abbrechen. Aber ein wenig möchte ich doch noch hinzufügen.

Zwischen der christlichen Kirche und Wissenschaftlern wurde lang gestritten, ob die Erde im Mittelpunkt des Alls steht und die Sonne nur ein Planet ist, die mit den anderen Planeten die Erde umkreist. Dieses geozentrische Weltbild ist mehr als 2000 Jahre alt.. Für die Kirche war es wichtig, dass die Erde im Mittelpunkt steht, weil auch der Mensch Mittelpunkt allen irdischen Daseins ist. Galilei entwickelte bekanntlich die heliozentrische Theorie. Seine Schriften dazu wurden auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt und er musste laut Überlieferung verkünden, dass die Erde fest in der Mitte des Weltalls steht. Aus Angst um sein Leben tat er das auch. Aber danach sagte er, wo und wann, ist nicht überliefert: „Und sie bewegt sich doch!“

Der mittelalterliche Bibel- und Talmud-Kommentator Rabbi Moshe Ben Maimon (Rambam) war auch Arzt. Vielleicht geht es also doch, dass man ein wenig von beiden Fächern in sein Leben integriert. Rabbi Moshe hat ein Gebet für sich und andere Ärzte ver-

fasst, in dem der Ewige gebeten wird, dem Mediziner bei der Heilung seiner Patienten zu helfen.

Zwei religiöse Juden diskutieren, was sie tun, wenn sie krank werden. Der eine sagt: „Wenn ich krank bin, gehe ich zum Rabbi, damit er für mich und meine Gesundheit betet.“ Der andere sagt: „Wenn ich krank bin, gehe ich zum Doktor.“ Darauf der Erste: „Glaubst du an Wunder?“

Ich glaube wie Maimonides, dass Medizin und Beten einander nicht ausschließen. Die eigentliche Heilung obliegt dem Arzt. Aber ein wenig Glaube und Hoffnung können sicher helfen.

Keine unverrückbaren Wahrheiten

Ich hatte in meiner Yeshiwa, meiner Rabbinerausbildung, einen besonderen Lehrer. Er berief sich auch auf Maimonides, wenn er den goldenen Mittelweg predigte. Er hat uns folgendes gelehrt: Basis des Thora- und Talmudstudiums ist der Versuch, diese Schriften klug auszulegen. Ein Wissenschaftler wird sie nie wörtlich nehmen – und das soll man auch nicht. Wer dies tut, ist ein Fundamentalist und wird niemanden überzeugen können.

Aber auch viele Forscher erachten wissenschaftliche Erkenntnisse als unverrückbare Wahrheiten. Das stimmt historisch nicht. Wie schon erwähnt, glaubten die Menschen lange, dass die Erde eine Scheibe und das Zentrum des Universums sei. Heute wissen wir, dass dem nicht so ist. Gerade das Talmud-Studium lehrt uns, Dinge zu hinterfragen und neue Ant-

worten zu suchen. Es bleibt dabei: Wir glauben an G'tt. Und wir halten seine Gebote. Aber ein wenig Wissenschaft ist auch da. Ein großer Rabbi kann auch ein großer Wissenschaftler sein.

Juden und Moslems zählen die Monate nach dem Mond. Bei Neumond beginnt der Monat. Bis zum nächsten Neumond sind es ziemlich genau neunundzwanzigeinhalb Tage., wie schon in talmudischen Zeiten berechnet wurde. Die Moslems halten an dieser Monatszählung fest, der Ramadan rutscht in Relation zum Sonnenkalender jedes Jahr um zirka zehn Tage zurück. Zum Beiespiel: 2020 begann der Ramadan am 23. April, 2021 am Abend des 12. April - und 2022 wird er schon am 1. April beginnen.

Wir Juden machen wie immer einen Kompromiss. Weil wir keinen Kalender mit halben Tagen konstruieren können, gibt es im jüdischen Jahr abwechselnd einen Monat mit 29 und einen Monat mit 30 Tagen.

Jetzt aber entsteht ein Problem: Da wir Pessach immer im Frühling feiern wollen, brauchen wir ein Schaltjahr. Und in dem genügt es nicht, einen Tag hinzuzufügen. Sondern man braucht ca. zehn bis elf Tage pro Jahr, um mit dem Sonnenkalender im Einklang zu bleiben. Weil wir nicht jedes Jahr zehn Tage einschalten, sondern einen ganzen Monat brauchen, funktioniert der jüdische Kalender so: Im Laufe von 19 Jahren gibt es sieben Schaltjahre, in dem jeweils ein Monat von 29 Tagen hinzugefügt wird.

Man sieht, dass ich nicht nur Rabbiner bin, sondern auch Mathematik studiert habe.



Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 beim *Standard*. Autor mit Schwerpunkt Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie (*Auf den Spuren von Otto Wagner*, 2018).



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Deborah Engelberg

absolviert ein Gap-Year-Programm von Young Judea in Israel, bevor sie ihr Studium an der Brandeis University antritt.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von *NU*.



Linda Erker

arbeitet als Historikerin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Schwerpunkte ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit sind Erinnerungs- und Gedenkpolitik, Wissenschaftsmigration nach Südamerika und rechte Netzwerke.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Eric Frey

ist Chef vom Dienst bei der Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor und Präsident von Or Chadasch Wien.



Johannes Gerloff

hat evangelische Theologie in Tübingen, Vancouver und Prag studiert und lebt seit 1994 in Jerusalem.



Oliver Hochadel

ist Wissenschaftshistoriker am Institut Milà i Fontanals (CSIC) in Barcelona. Von 1998 bis 2009 war er Ko-Herausgeber (mit Klaus Taschwer) von *heureka!*, der Wissenschaftsbeilage des *Falter*.



Johannes Hofinger

ist Historiker und Archivar am Stadtarchiv Salzburg. Seit 2017 recherchiert er NS-belastete Straßennamen in Salzburg.. Seine Monografie *Die Akte Leopoldskron* ist 2020 in einer aktualisierten Fassung neu erschienen.



Oliver Lehmann

war lange Wissenschaftsjournalist, ist seit 2007 am IST Austria tätig, leitet heute dort die Abteilung für Stakeholder Relations und organisiert den Wiener Ball der Wissenschaften.



Geoffrey A. Mitelman

ist Rabbi und Gründungsmitglied von „Sinai and Synapses“, einer Organisation, die sich mit dem Verhältnis von Religion und Wissenschaft beschäftigt und im New Yorker Institut Clal (National Jewish Center for Learning and Leadership) angesiedelt ist.



Mark E. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunstgeschichte sowie Zeitgeschichte und Medien an der Universität Wien. Er ist als Studienvertreter tätig, sein besonderes Interesse gilt postkonzeptueller Kunst und der Gedenkkultur in Österreich.



Michael Pekler

ist Journalist und *NU*-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.



Michael J. Reinprecht

Der Diplomat war European Fellow an der USC in Los Angeles und davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel sowie Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien. Heuer ist sein Romandebüt *Ludwig* erschienen.



Hedwig Schneid

ist Wirtschaftsjournalistin und arbeitete seit 1985 für die Tageszeitung *Die Presse*. Seit 2020 ist sie als Freie Journalistin tätig und schreibt weiterhin für *Die Presse* und das Finanzmagazin *Börsianer*.



Andrea Schurian

ist *NU*-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturreport in der Tageszeitung *Der Standard*.



Anne-Cathrine Simon

ist Literatur- und Feuilletonredakteurin bei der Tageszeitung *Die Presse* und Autorin von Schnitzlers Wien. 2021 ist sie Ko-Jurorin für den deutschen Buchpreis.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



Danielle Spera

ist *NU*-Herausgeberin und Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



Katharina Stourzh

studierte Geschichte und Französisch sowie International Relations und ist seit 2014 Abteilungsleiterin im EU- und Internationalen Dienst der Parlamentsdirektion.



Tanja Traxler

studierte theoretische Quantenphysik an der Uni Wien und ist seit 2015 Wissenschaftsredakteurin bei *Der Standard*. *Lise Meitner. Pionierin des Atomzeitalters* wurde als österreichisches Wissenschaftsbuch 2019 (Naturwissenschaft/Technik) ausgezeichnet.



René Wachtel

lebt in Wien, ist selbstständig.

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian (Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Vera Ribarich (Lektorat)
Nathan Spasić (Online)

SATZ & LAYOUT

Richard Klippfeld
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließstraße 60,
2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

KURIER

*An alle,
die eine neue
Perspektive
suchen.*

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien
Zulassungsnr.: 02Z033113M